

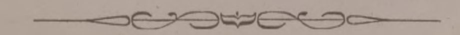
Kants
Kritik der reinen Vernunft und seine Stellung zur Poesie.

Von

K. A. Rosikat,

Oberlehrer am Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg i. Pr.

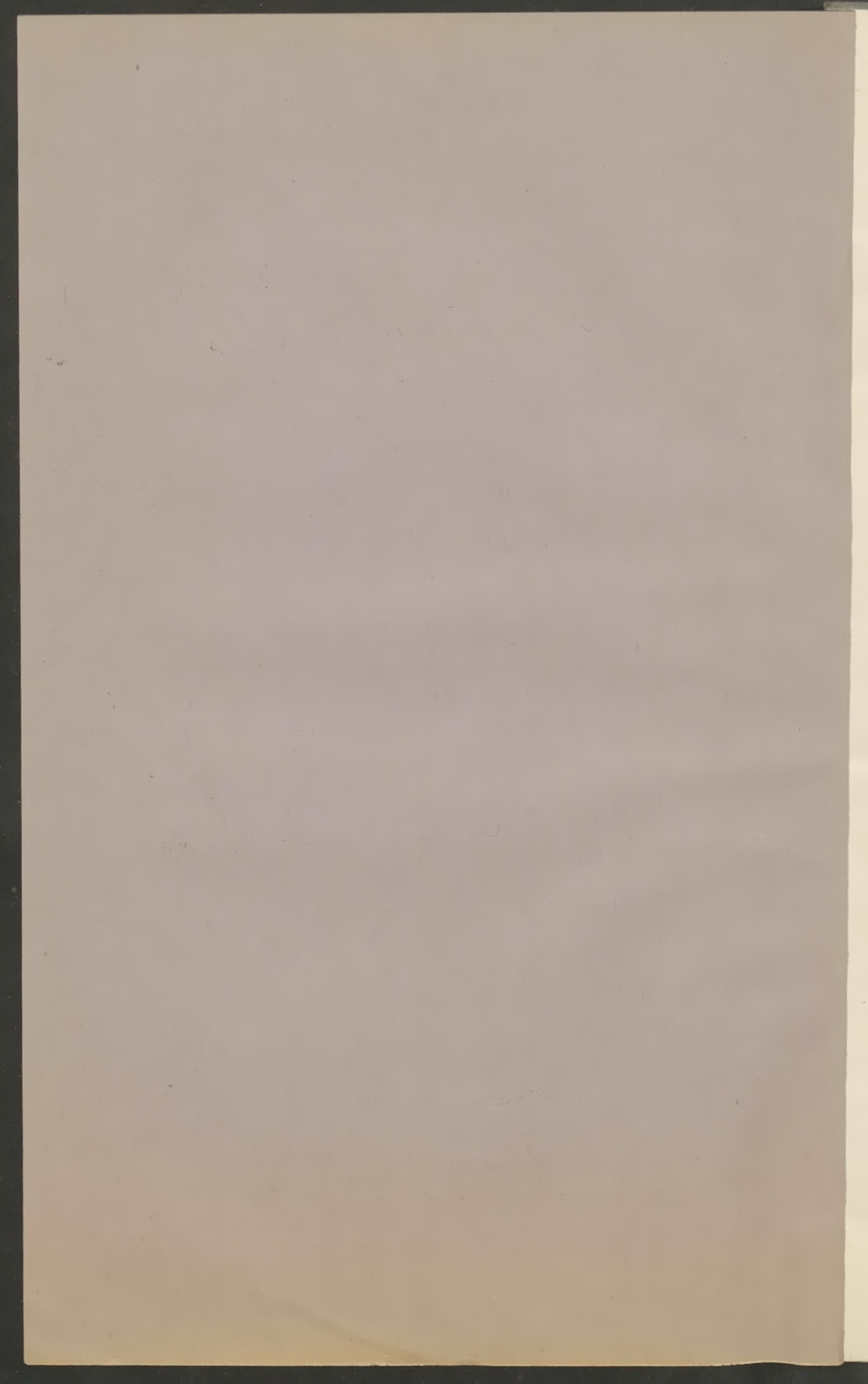
Beilage zum Programm des Altstädtischen Gymnasiums Ost. 1901.



Königsberg i. Pr.

Hartungsche Buchdruckerei.

1901. Prog. Nr. 8.



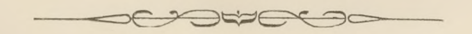
Kants
Kritik der reinen Vernunft und seine Stellung zur Poesie.

Von

K. A. Rosikat,

Oberlehrer am Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg i. Pr.

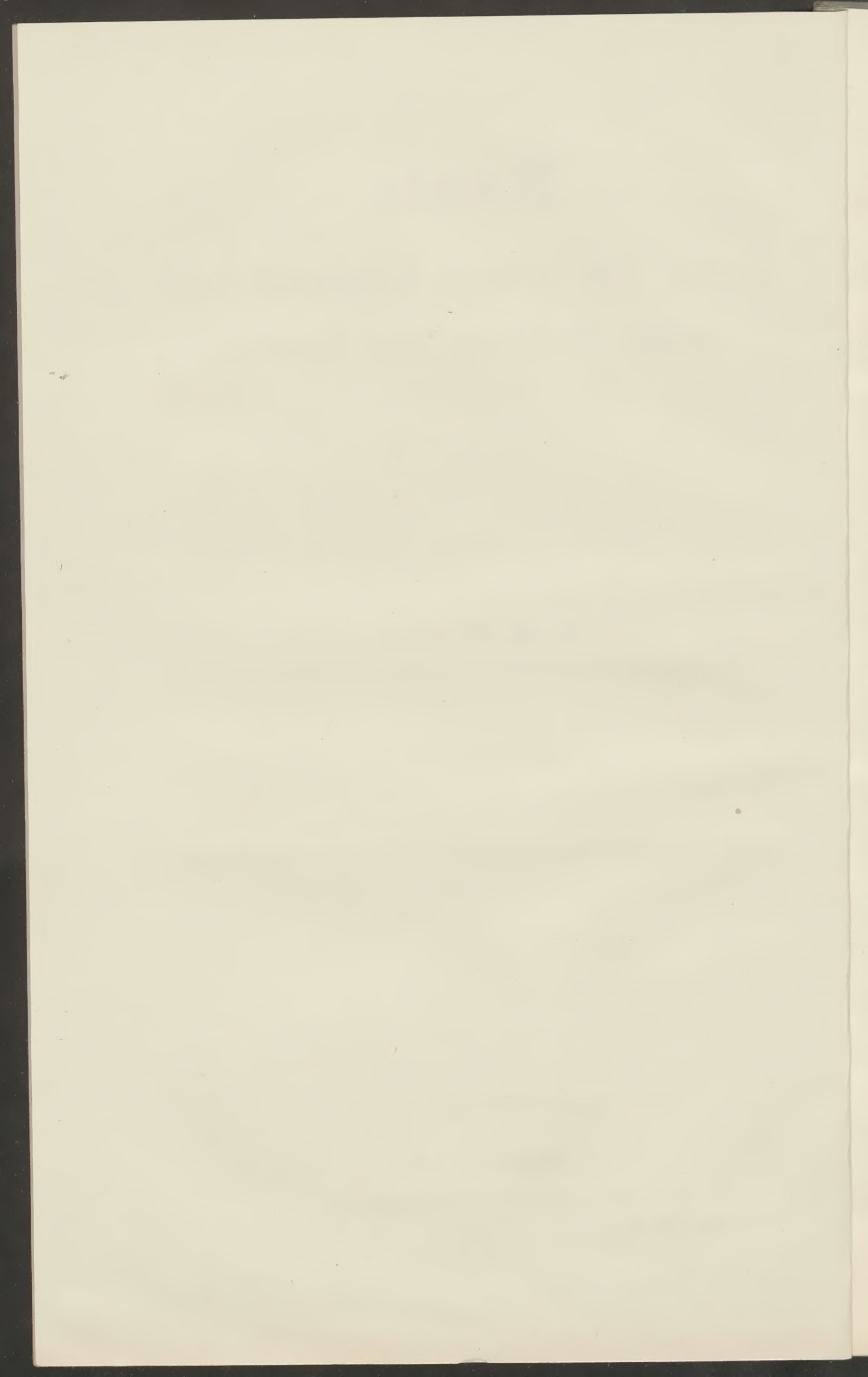
Beilage zum Programm des Altstädtischen Gymnasiums Ost. 1901.



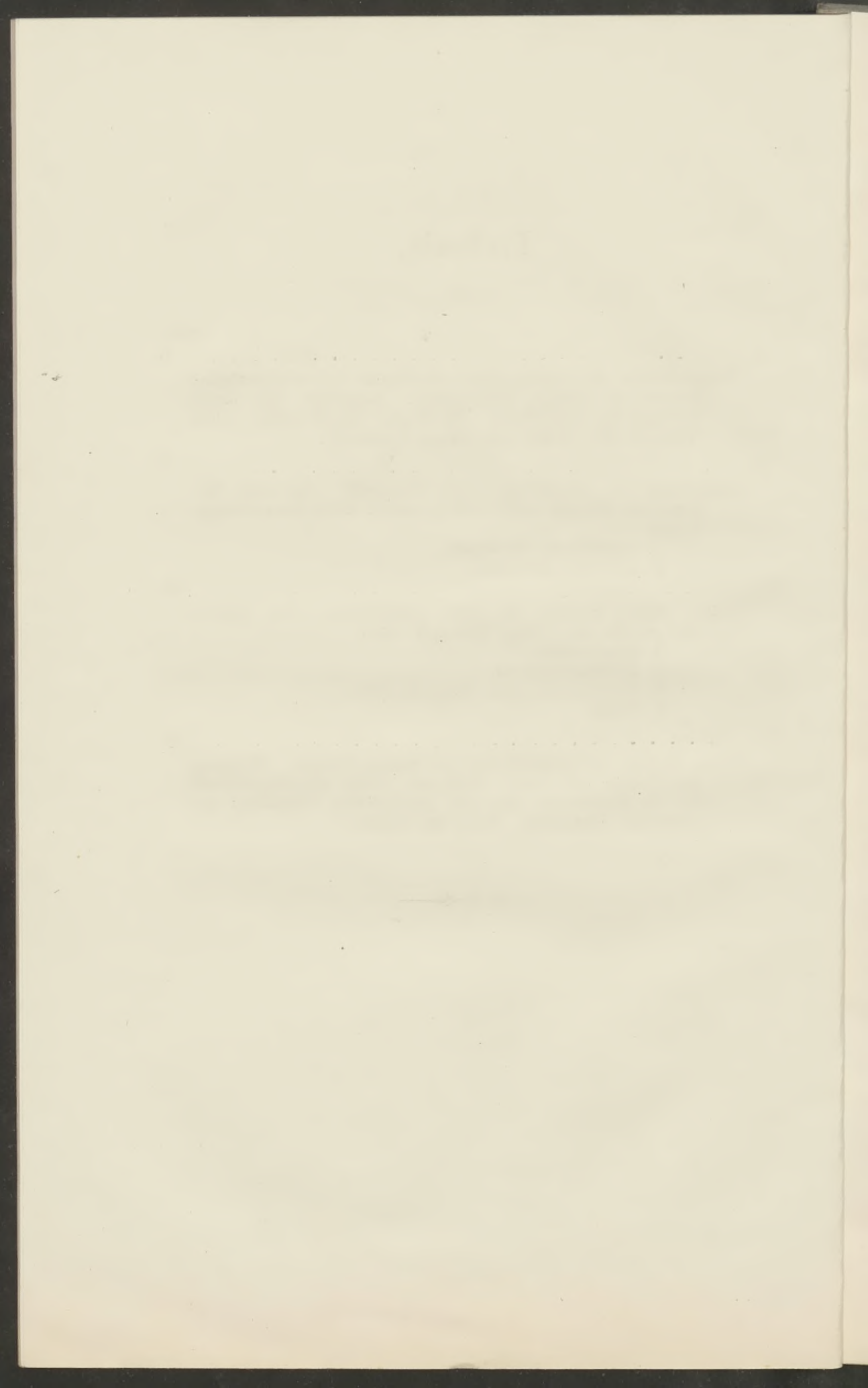
Königsberg i. Pr.

Hartungsche Buchdruckerei.

1901. Prog. Nr. 8.



Inhalt.



I.

In „Torquato Tasso" lesen wir: „Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei." Demnach giebt es auch recht civilisierte „Barbaren". Bekanntlich wird jenes Wort von Goethe einem die Kunst und ebenso den Mäcenatenruhm liebenden Fürsten aus dem Zeitalter der Renaissance in den Mund gelegt; aber Goethe ist es auch, der von Winckelmann bemerkt: „So sehr er bei Lesung der alten Schriftsteller auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja, man könnte eher sagen, dass hie und da eine Abneigung hervorblicke"[1]).

Der Lebensbezirk des genialen Apostels der Schönheit ist die Plastik. Genialität wird in den meisten Fällen von Einseitigkeit begleitet. Nach Karl Justi hat Winckelmann auch für die Schönheiten der Baukunst und der Malerei wenig Sinn[2]). Dazu kommt für die Poesie ein zweites: die Werke jeder andern Kunst erschliessen sich dem Genusse durch unmittelbare Anschauung. Der Dichter arbeitet gleichfalls auf Anschauung hin; aber er bedarf dazu auch des schon im menschlichen Worte gegebenen begrifflichen Elementes, wodurch sich die Poesie von der Plastik weiter entfernt als irgend eine andere Kunst.

Andrerseits giebt es Naturen, denen die Poesie nicht zusagt, weil sie jenes begriffliche Element in zu geringem Masse aufweise. Gerade dasjenige Volk, bei dem sich die Dichtkunst zur reichsten Blüte klassischer Schönheit entfaltet, bringt Philosophen hervor, welche auf die älteste Äusserungsform des menschlichen Be-

---

1) Hempel, Band 28, S. 220.

2) Karl Justi, Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen 1⁰, I, 412.

wusstseins mit Geringschätzung herabsehen. Schon einige Eleaten erklären sich gegen die alles sinnlich einkleidenden Poeten, da in den Sinnen Täuschung und Schein, im Verstande allein Wahrheit sei [3]). In seiner Jugend Verfasser von Dithyramben und Tragödien, ist bekanntlich Plato auf der Höhe philosophischer Spekulation gleichfalls Gegner der Poeten; aus seinem Idealstaate werden sie fast vollständig verbannt, weil auch er ihren Schöpfungen Wahrheit absprechen zu müssen glaubt.

Man geht kaum fehl, wenn man diese Beurteilung der Poesie nicht ausschliesslich auf den erkenntnis- oder kunsttheoretischen Standpunkt der erwähnten Philosophen zurückführt. Es dürfte hier vielmehr auch etwas von jenem Selbst- und Sicherheitsgefühl im Spiele sein, welches Vertreter jüngerer Bewusstseinsrichtungen älteren Anschauungsweisen gegenüber leicht zu einer gewissen Ungerechtigkeit geneigt macht. Eine Erfahrung aber, welche die des Verfassers der hellenischen Utopie mehr als zwei Jahrtausende hinter sich lässt, hat die moderne Kulturwelt die Dichtkunst würdigen gelehrt nicht nur als Schmuck des Lebens, nicht nur als Befreierin von der Angst des Irdischen, sondern auch als Förderin der Sittlichkeit und der Erkenntnis. Tausende und aber Tausende sind überzeugt, dass wahre Poeten das Leben, die Dinge ausdeuten mit Seherblick, dass sie erlauschen, was sich geheimnisvoll regt in der Herzkammer des Weltgeschehens, und dass sie im Verkünden tiefster und letzter Wahrheiten nicht zurückstehen hinter dem grössten Philosophen[4]), weil sie gleich diesem durchleuchtet seien von den Lichtstrahlen einer höheren Welt. Erwägt man dazu, dass gerade der Philosoph den Anspruch erhebt, als der eigentliche Bewerter der Dinge zu gelten, so berührt es allerdings seltsam, dass auch die neuere Zeit Denker aufzuweisen habe, die der Poesie gegenüber etwa

---

3) Immanuel Kants Vorlesungen über die Metaphysik, ed. Pölitz, S. 10.

4) Vergl. Schiller: „Jetzt sei mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber (über die Anmut) ausmachen lässt, und ob es auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, wahr ist, dass sich die philosophierende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel geahndet und die Poesie nicht geoffenbart hätte.“ (Über Anmut und Würde.)

denselben Standpunkt einnehmen wie die genannten griechischen Philosophen, und am wenigsten scheint man dessen gewärtig sein zu dürfen bei den von andern Nationen als das Volk der Dichter und Denker bezeichneten Deutschen. Es giebt jedoch auch in der Welt des Gedankens Imponderabilien, und in der That hat noch das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ein Buch gebracht, in dem die Wertfrage der Poesie eine Behandlung erfährt, die zwar nicht den Geist Platons, aber doch den Platonischen verwandte Gedanken aufweist. Niemand wird eben den Verfasser des Buches „Die Grössen der modernen Litteratur“, E. Dühring, was Gedankentiefe betrifft, auch nur im entferntesten mit Plato vergleichen wollen; Selbständigkeit des Denkens jedoch darf diesem Philosophen des Realismus nicht abgesprochen werden, und es ist immerhin bemerkenswert, dass er trotz seines dem Platonischen entgegengesetzten Standpunktes der Weltbetrachtung zur Poesie sich ähnlich stellt wie der grosse Idealist des Altertums. Nicht unbedingt scheint der bekannte Herabsetzer Lessings die Dichtkunst zu verwerfen; wie schwer verständlich aber sein poetisches Ideal ist, ergiebt sich z. B. daraus, dass nach seiner Überzeugung die Zeit kommen müsse, „in welcher das Behagen an Märchen selbst für kleine Kinder nicht mehr statthaben“ könne[5]). Am besten kennzeichnet ihn sein Verhältnis zu Goethe, dem gegenüber er Heisshunger nach dem Ruhme eines Zoilos Homeromastix verrät. Unter anderem bespöttelt er an ihm „den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.“[6]) Daran knüpft er die schmeichelhafte Bemerkung: „Alle Betrüger des Menschengeschlechts haben eine solche unbeschreibliche Wahrheit zu besitzen oder zu suchen vorgegeben, und von dieser nicht beneidenswerten Erbschaft ist nicht wenig in das Dichterbereich gelangt.“[6])

Es fehlt aber auch nicht an Vertretern der Ansicht, dass selbst der grösste Philosoph des deutschen Volkes, der Altersgenosse Klopstocks und Zeitgenosse Lessings, Goethes, Schillers: dass selbst Kant mit seiner Bewertung

5) E. Dühring, Die Grössen der modernen Litteratur, II. Abteil. S. 266. Vergl. I. Abteil. S. 114: „Die Tragik gehört — — — einigermassen zu den rohen Unterhaltungen“.
6) ibid. I. Abteil. S. 174.

der Poesie sich abseits gehalten habe von jener Schätzung, die sie wenigstens im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts in den weitesten Kreisen Deutschlands genoss. Dass er für die Dichtkunst „wenig Sinn verriet", bemerkt der Verfasser der „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", Carl Leo Cholevius[7]), der damit nur eine auch sonst ziemlich häufig ausgesprochene Ansicht wiedergiebt. Weiter gehen einige von den Zeitgenossen des Philosophen. Johann Georg Schlosser widerrät in öffentlichen Sendschreiben einem jungen Manne das Studium der Kantischen Philosophie, weil durch sie unter anderem „allen Ahnungen, Ausblicken aufs Übersinnliche, jedem Genius der Dichtkunst die Flügel abgeschnitten werden sollen!"[8])

Dass Kant im allgemeinen die Kunst nicht mit dem Auge des Enthusiasten betrachtet, ist freilich eine unbestreitbare Thatsache.[9]) Daraus folgt aber noch nicht,

---

7) a. a. O. II. Teil S. 44.

8) Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie, 4°, Band V, S. 279.

9) S. Ludwig Friedländer: Kant in seinem Verhältnis zur Kunst und schönen Natur. (Vortrag an seinem Geburtstage, 22. April, in der Universität zu Königsberg, abgedruckt in den „Preussischen Jahrbüchern", Berlin 1867, S. 113—128). Bei dem Umfange des Gegenstandes muss Fr. für seinen Vortrag darauf verzichten, Kants Verhältnis zur Kunst zu den Grundlehren seines Systems in Beziehung zu setzen. Den geistvollen Ausführungen des Festredners kann nicht in allen Punkten beigestimmt werden. Darauf, dass K. die Kunst als die Befreierin des menschlichen Gemüts von den dunkeln Mächten der Leidenschaft nicht gekannt, dass er Shakespeare und Lessing nicht gelesen habe, muss ich im Abschnitt IV dieser Abhandlung näher eingehen. Hier nur folgendes: Es ist zuviel gesagt, dass man die „Namen Raffaels, Michel Angelos und ähnliche" bei ihm vergebens suche. In der von Starke nach handschriftlichen Vorlesungen herausgegebenen „Menschenkunde oder philosophischen Anthropologie" Kants, Leipzig 1831, S. 30, heisst es: „Raffael soll Ideale von Menschen gemacht haben, die gefallen haben, indem er die Natur nicht malte, wie sie ist, sondern wie sie besser wäre." Ebendaselbst spricht K., freilich ohne tieferes Verständnis, von dem „berühmten Maler" Leonardo da Vinci (S. 232). Auch Correggio und Michel Angelo sind dort gelegentlich erwähnt (S. 172 u. 245)". — Ferner ist mir zweifelhaft, ob der Philosoph von Friedl. richtig verstanden werde, wenn es in dem Vortrage heisst: „Dass nach seiner Meinung „ein Gebäude durch Übertünchung, welche gehauene Steine vorstellt, einen ebenso edlen Eindruck macht, als wenn es wirklich daraus bestände, und geklebte Gesimse und Pilaster die Meinung von Festigkeit geben, ob sie gleich wenig

dass der Philosoph ihre einzelnen Erscheinungsformen geradezu ablehne. Was insbesondere die Poesie anlangt, so ist sie von allen Künsten am weitesten in den Äther des Geistes getaucht; sie steht deshalb unter ihren Schwestern der Philosophie am nächsten, mit der sie auch das Ausdrucksmittel des Wortes teilt. Schon aus diesem Grunde könnte sie Kants Interessenkreise leichter berühren als irgend eine der übrigen Künste, und wessen Ohr den Gefühlston vernimmt, der bei jenem erhabensten aller Menschenworte mitklingt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“ [10]) — der wird Schlossers Urteil von vornherein mit einigem Zweifel aufnehmen. Stützt sich aber Schlosser im wesentlichen auf die „Kritik der reinen Vernunft“, so leuchtet ein, dass eine Stellungnahme zu seiner Ansicht unmöglich ist ohne eine Prüfung gerade dieser Schöpfung Kants, der Grundlage seiner Philosophie, in die schliesslich auch die Wurzel unseres Problems hinabreicht.

Im folgenden wird nun der Versuch gemacht, des Philosophen Verhältnis zur Poesie im Gesichtspunkt der Kritik der reinen Vernunft zu beurteilen; selbstverständlich muss dabei auch von seinen übrigen Schriften und den erst nach seinem Tode veröffentlichten Vorlesungen alles berücksichtigt werden, was geeignet erscheint, das Verständnis gewisser Thatsachen des genannten Hauptwerkes zu erleichtern.

II.

Die grosse That, durch welche Kant zum Reformator der Philosophie wird, kann bezeichnet werden

---

Haltung haben und nichts unterstützen“ — diese Ansicht ist in jener Zeit der Blend-Architektur nur selbstverständlich“. Kant leitet aber den citierten Satz (Hartenstein II, S. 245) ein mit: „Sowie“ und fährt fort: „also glänzen auch tombackene Tugenden, Flittergold von Weisheit und gemaltes Verdienst“. Sollte das tertium comparationis dieses Vergleiches nicht auf eine andere Beurteilung der „Blend-Architektur“ schliessen lassen?

10) Hartenstein V, 167. — Ich citiere Kant auch im folgenden, wofern keine andere Quelle genannt wird, nach Hartensteins Ausgabe von 1867 und 1868.

als das Unternehmen der menschlichen Vernunft, endlich zur Erkenntnis ihrer selbst zu gelangen. Nicht nur das den Sinnen zugängliche Sein und Geschehen, sondern auch alles, was sich als ein in und über dieser Welt wirksam Vorhandenes dem blossen Gedanken darbietet, hatte sie zu umfassen und restlos zu erfassen geglaubt. Wie der naive, theoretischer Geistesarbeit fernstehende Mensch auf eine solche Kraft der Vernunft vertraut, so war sie auch die Zuversicht aller einzelnen Wissenschaften. Selbst die Philosophie, welche die Principien aller Richtungen und Bethätigungen des menschlichen Bewusstseins zum Gegenstande hat: selbst die Wissenschaft der Wissenschaften war ursprünglich auf den Glauben an diese Kraft der Vernunft gegründet und wies noch in ihrer letzten schöpferischen Periode vor Kant in Deutschland glänzende Vertreter auf, die trotz aller durch die Unzulänglichkeit der bisherigen menschlichen Erkenntnis hervorgerufenen und ihnen leiser oder lauter entgegengehaltenen Zweifel an jenem Dogma unverbrüchlich festhielten. Da ersteht der Philosoph, der zum erstenmal mit voller Einsicht in alle einschlägigen Fragen die Erkenntnis nicht nur zum Ziele, sondern auch zum Gegenstande des Denkens macht, indem er ihre Quellen und Schranken darlegt, Dogmatismus sowie Skepticismus vor seinen Richterstuhl fordert, beiden philosophischen Denkweisen lässt, was ihnen gebührt, aber auch beiden unerbittlich Überschreitungen ihrer Giltigkeitsgrenzen nachweist und so das System des Kriticismus begründet. Auf mehreren Entwicklungsstufen arbeitet Kant sich empor zu dem erkenntnistheoretischen Standpunkt, der in der „Kritik der reinen Vernunft“ zu der ihm entsprechenden Darstellung gelangt.

Diese Darstellung an sich bestimmt nun den ersten Eindruck des Werkes. Sie ist infolgedessen die wesentlichste Ursache von Missverständnissen, die auch auf die Beurteilung von Kants Verhältnis zur Poesie eingewirkt haben; ihre Erörterung dürfte also diejenige Aufgabe sein, die hier zuallererst gelöst werden muss.

Bündig kennzeichnet Emil Arnoldt die Weise, in der das Geschlecht von 1781 durch das Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft berührt wurde: „Sie erregte doppeltes Staunen, Staunen, dass sie da war, und Staunen, wie sie da war. Denn man wusste nichts mit

ihr anzufangen, nichts aus ihr zu machen."[1]) Infolge der langen Gewöhnung an die bei den Popularphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts beliebte Synthese von Wissenschaftlichkeit und Schöngeisterei hatte man vielfach vergessen, dass der Weg zur steilen Höhe der Wahrheit nur gebahnt werden kann unter zielbewusstem und kraftvollem Kampfe gegen Wahn und Irrtum, und dass auch der gebahnte nicht zurückzulegen ist ohne manche Anstrengung und Entbehrung. Dem Künstler sind die Mühen des Schaffens gleichfalls nicht erlassen:

„Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleisses Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element."

Anders verhält es sich mit dem vollendeten Werke des Künstlers als mit dem des Bürgers der Begriffswelt:

„Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestossen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.[2])

Kant jedoch, wie er in seinen Vorlesungen die studierende Jugend nicht Philosophie, sondern philosophieren lehren will, zwingt auch in der Vernunftkritik die Leser dazu, alle Denkkraft aufzubieten, um der Resultate seines Werkes und in gleichem Masse der zu ihnen führenden — wie er sich ausdrückt — „dornigen Pfade"[3]) inne zu werden, so dass der Reformator der Philosophie auch als Erzieher zum Denken an Lessing erinnert. So vielseitig aber und tiefgründig auch Lessings Probleme sind, so giebt es unter ihnen doch kaum eines, das sich, was die Anforderungen an Umfang und Tiefe des Denkens

---

1) In den Schlussbemerkungen zu „Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdocentur", Altpreussische Monatsschrift, 1881, S. 685.

2) Schiller, das Ideal und das Leben.

3) III, 31. — Bei den zahlreichen Citaten aus der in Band III bei Hartenstein enthaltenen „Kritik der reinen Vernunft" gebe ich im folgenden nur die Seitenzahl an.

betrifft, mit den Gegenständen der Kantischen Hauptwerke vergleichen liesse, vielleicht auch keines, das den allezeit gerüsteten Kämpfer für die Wahrheit so vielfach mit dem Schutte der Vergangenheit in Berührung brächte, wie Kant dieses bei der Begründung seiner Erkenntnistheorie widerfährt. Wenn er nämlich in seinen Hauptwerken auf die älteren philosophischen Systeme auch verhältnismässig wenig eingeht, so gilt doch sein Wort, dass „jeder philosophische Denker auf den Trümmern eines andern sein eigenes Werk baut,“[4]) von der Vernunftkritik im prägnanten Sinne, da der „alles Zermalmende“ eben nicht nur ein System, sondern alle Systeme der Vergangenheit zertrümmert. Auch die Vernunftkritik ist ein Kampf, und mit manchem ernsten, strengen, wenn auch kaum jemals herben Worte wird von dem Rufer im Streite zurückgewiesen, wer auch immer es versucht, in den Bezirken der Philosophie statt wissenschaftlicher Erkenntnis Wahn anzupflanzen. In der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Werkes erklärt Kant, dass eine Bestimmung aller reinen Erkenntnisse a priori das Richtmass und Beispiel philosophischer Gewissheit sein solle, und dass demgemäss dabei alles, was einer Hypothese nur ähnlich sei, auch nicht „für den geringsten Preis feilstehen dürfe“, sondern „beschlagen werden müsse“[5]). Da giebt es denn oft scharfe Auseinandersetzungen mit den früheren Richtungen des philosophischen Denkens. Der Philosoph des Kriticismus hat die „despotische Herrschaft“ der Dogmatiker zu stürzen[6]), „Spinneweben der Schule“[7]) und leere „Hirngespinste“[8]) zu zerreissen, „metaphysische Gaukelwerke“[9]) und „sophistische Blendwerke“[9]) aufzudecken, vor allem aber auf der Hut zu sein vor „Sophistikationen der reinen Vernunft“, von denen selbst der Weiseste unter

---

4) Kants Logik, herausgegeben von Jäsche, VIII, 26.

5) 9.

6) 6. — 7) 27. — 8) 511, 536.

9) 89. — Mit den unter 7 bis 9 citierten Ausdrücken ist aus anderen Schriften Kants zu vergleichen: „Hohe Türme und die ihnen ähnlichen metaphysisch-grossen Männer, um welche beide gemeiniglich viel Wind ist“ (Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik. IV, 121). ferner: „Der Dogmatismus ist ein Polster zum Einschlafen“ (Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie, VI, 491).

den Menschen sich nicht losmachen könne[10]). Wenn aber wegen der zuletzt erwähnten Thatsache „skeptische Hoffnungslosigkeit“ Platz greift, so sei das nicht weniger „der Tod einer gesunden Philosophie als dogmatischer Trotz“[11]). Die Skeptiker werden ferner charakterisiert „als eine Art Nomaden, die allen beständigen Anbau des Bodens verabscheuen“[12]), wie an anderer Stelle vom Skepticismus gesagt wird, dass er „ein Ruheplatz für die menschliche Vernunft ist“, — aber nicht ein „Wohnplatz zum beständigen Aufenthalte“[13]).

In einer Luft so strengen Ernstes und so scharfen Kampfes, die trotz aller machtvoll herniederflutenden Strahlen neuer Wahrheiten in ihrer untersten Schicht nicht frei ist vom Staube niedergerissener Lehrgebäude, entwickelt sich ein Erkenntnisbaum voll gesunder, wenn auch für manchen Geschmack herber Früchte, jedoch kein den Sinnen schmeichelnder Rosenstock aus dem Lustgarten der Popularphilosophie.

Dieser Charakter von Poesielosigkeit wird noch verschärft und mag sich bei manchem Leser des Werkes bis zum Eindruck der Gegnerschaft gegen die Poesie steigern durch Synonyma, die Kant für die oben angeführten „Spinneweben“, „Hirngespinste“ u. s. w. anzuwenden liebt. Schon in seiner Erstlingsschrift, in den „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte,“ findet sich der für ihn überaus charakteristische Ausruf: „Ist es nicht wunderbar, dass man sich einem unermesslichen Meere von Ausschweifungen und willkürlichen Erdichtungen der Einbildungskraft anvertraut und dagegen die Mittel nicht achtet, die einfach und begreiflich, aber eben daher auch die natürlichen sind?[14]) Diese „Erdichtungen“ nun und Worte desselben Stammes oder ähnlichen Begriffes finden sich häufig auch in der Vernunftkritik, z. B.: „Die Genealogie aus dem Pöbel der gemeinen Erfahrung wird Lockes Physiologie des Verstandes fälschlich angedichtet“[15]). Die dialektischen Schlüsse der reinen Vernunft sind „nicht erdichtet oder zufällig entstanden, sondern aus der Natur der Vernunft entsprungen“[16]). So ist die Rede von „blosser

---

10) 272. — 11) 293. — 12) 6. — 13) 505.
14) I, 58. — 15) 6. — 16) 272.

Erdichtung und von mehr als willkürlicher Erdichtung"[17]). Um etwas als unsystematisch zu kennzeichnen, braucht der Philosoph bisweilen auch die Ausdrücke „rhapsodisch" und „Rhapsodie"[18]).

Ist aber erdichten und andichten dasselbe wie dichten, und Erdichtung dasselbe wie Dichtung? Nur aus der stärksten Voreingenommenheit gegen Kants Vortragsweise und der krassesten Verständnislosigkeit gegenüber den Zielen seiner Kritik konnte der Wahn entspringen, dass der grösste Begriffsanalytiker der Neuzeit gerade diese Begriffe nicht auseinanderzuhalten wüsste. Nur Leser mit derartig getrübtem Blicke konnten übersehen, dass in demselben Werke sich z. B. die Stelle findet: „Wo nicht etwa Einbildungskraft schwärmen, sondern unter der strengen Aufsicht der Vernunft dichten soll, so muss immer vorher etwas völlig gewiss und nicht erdichtet oder blosse Meinung sein"[19]) u. s. w. Die Worte „Erdichtung", „angedichtet" u. a. sind, wie die lateinischen confictus und commenticius,[20]) eben Schulausdrücke der philosophia militans,[21]) nur dass Kant, der praeceptor Germaniae, dem wir nicht nur den kategorischen Imperativ, sondern auch die Einsicht in das Wesen wissenschaftlicher Erkenntnis verdanken, sich ihrer häufiger bedient als andere Philosophen. Wie gewissenhaft er auch ausserhalb der Vernunftkritik Erdichtung von Erkenntnis unterscheidet, erfährt z. B. Herder. Der Verfasser der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" wird von Kant als „sinnreich und beredt" gepriesen; auch Herders

---

17) 243, 398, 513, 542. — Vergl. 178, 221. — 18) 101, 152, 548. 19) 510. —

20) Im Eingange der lateinischen „Disputation" Kants über „Metaphysicae cum geometria iunctae usus in philosophia naturali" heisst es: Qui rerum naturalium perscrutationi operam navant, emunctioris naris philosophi in eo quidem unanimi consensu coaluerunt sollicite cavendum esse, ut ne quid temere et coniectandi quadam licentia confictum in scientiam naturalem irrepat (I, 459). —

21) Vergl. David Hume, „Über den menschl. Verstand," ins Deutsche übersetzt von Ludw. Heinr. Jakob, Halle, 1790: „Die Erdichtungen der alten Philosophie" (S. 432) ferner: „Die Identität, welche wir dem Gemüte des Menschen zuschreiben, ist ein erdichtetes Etwas" (S. 501). — Der Ausdruck „erdichtet" besagt bei den Philosophen ebensowenig etwas gegen die Dichtkunst als das nicht minder beliebte „ungereimt" für sie.

„vielumfassender Blick“ und seine „in Auffindung von Analogien fertige Sagacität“ werden gewürdigt; aber „es findet sich bei ihm nicht logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Begriffe.“[22]) Das ist unwissenschaftlich. An Behauptungen, die Herder auf Analogieschlüsse stützt, weist K. kurz, jedoch überzeugend nach, wie unstichhaltig sie begründet sind. Die Recension des zweiten Teiles der „Ideen“ enthält die den Standpunkt des Philosophen schön beleuchtende Stelle: „Aber ebenso wenig wollen wir hier untersuchen, ob nicht der poetische Geist, der den Ausdruck belebt, auch zuweilen in die Philosophie des Verfassers eingedrungen; ob nicht hie und da Synonymen für Erklärungen und Allegorien für Wahrheiten gelten; ob nicht statt nachbarlicher Übergänge aus dem Gebiete der philosophischen in den Bezirk der poetischen Sprache zuweilen die Grenzen und Besitzungen von beiden völlig verrückt seien; und ob an manchen Orten das Gewebe von kühnen Metaphern, poetischen Bildern, mythologischen Anspielungen nicht eher dazu diene, den Körper der Gedanken wie unter einer Vertügade zu verstecken, als ihn wie unter einem durchscheinenden Gewande angenehm hervorschimmern zu lassen.“[23]) Wie Kant darauf besteht, „dass die Grenzen der Wissenschaft nicht ineinanderlaufen, sondern ihre gehörig abgeteilten Felder einnehmen“[24]), wie er es nicht „für Vermehrung, sondern für Verunstaltung der Wissenschaften“ hält, „wenn man ihre Grenzen in einanderlaufen“ lasse[25]), so betrachtet er ès als eine ihm durch die Ziele der Vernunftkritik auferlegte Pflicht, die Philosophie auch ihrerseits aufs strengste von der Poesie abzusondern. Dieses durch die Natur wissenschaftlicher Forschung bedingte Trennen und Absondern einzelner Felder und Provinzen im Reiche des Geistes überträgt sich mit derselben Notwendigkeit auf des Philosophen

---

22) Recension über Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte, IV, 171.

23) ibid. S 186. — Über Kants Verhältnis zu Herder im allgemeinen s. R. Haym, Herder, Berlin, Band I 1880, II 1885, Eugen Kühnemann, Herders Leben, München 1895, und Bernhard Suphan, Herders sämtl. Werke, Band XXI, Einl.

24) Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, IV. 363. — 25) 14. —

Methode in der Behandlung derjenigen Gegenstände, die ihn recht eigentlich beschäftigen. Er erklärt: „Es ist von der äussersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und Ursprunge nach von anderen unterschieden sind, zu isolieren und sorgfältig zu verhüten, dass sie nicht mit andern, mit welchen sie im Gebrauche gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemisch zusammenfliessen. Was Chemiker beim Scheiden der Materien, was Mathematiker in ihrer reinen Grössenlehre thun, das liegt noch weit mehr dem Philosophen ob, damit er den Anteil, den eine besondere Art der Erkenntnis am herumschweifenden Verstandesgebrauch hat, ihren eigenen Wert und Einfluss sicher bestimmen könne.[26]) So wird in der „transscendentalen Ästhetik“ die „Sinnlichkeit,“ [27]) in der „transscendentalen Logik“ der Verstand für die Untersuchung „isoliert“.[28]) Ob dieses Verfahren auch der Vernunft gegenüber zulässig sei, ist eine Frage der „transscendentalen Dialektik.“[29]) Gerade hier offenbart sich der Unterschied von Wissenschaft und Poesie in seiner ganzen Schärfe. Durch jenen Einklang, „der aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurückeschlingt,“ ruft der Dichter das „Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt.“[30]) Der Forscher aber, mag er in seiner Weltanschauung Dualist oder Monist sein, muss, wenn er thun will, was seines Amtes ist, oft das Einzelne vom Allgemeinen geradezu abschliessen. Von dieser Notwendigkeit ist niemand tiefer überzeugt als Schiller. Schlossers Kritik des Kantischen Philosophierens verurteilend, schreibt er an Goethe: „Sie und wir andern rechtlichen Leute wissen z. B. doch auch, dass der Mensch in seinen höchsten Funktionen immer als ein verbundenes Ganzes handelt und dass überhaupt die Natur überall synthetisch verfährt. Deswegen aber wird uns doch niemals einfallen, die Unterscheidung und die Analysis, worauf alles Forschen beruht, in der Philosophie zu verkennen, so wenig wir dem Chemiker den

---

26) 554. — 27) 57. — 28) 88.

29) 554. — Ausführlicher behandelt ist Kants „isolierende“ Methode von Vaihinger, Commentar zu Kants Kr. d. r. V., II. Band, 1892, S. 120 ff.

30) Goethe, Faust I, Vorspiel auf dem Theater.

Krieg darüber machen, dass er die Synthesen der Natur künstlicherweise aufhebt."[31])

Kant fehlt es keineswegs an der Gabe einer schönen Darstellung, die er auch an andern philosophischen Schriftstellern zu schätzen weiss,[32]) und bei mehreren Werken, hauptsächlich seiner vorkritischen Periode, zeigt sich, dass „der Geschmack geniesst, was die Gelehrsamkeit pflanzt."[33]) Für die Vernunftkritik aber glaubt er in erster Linie „auf logische Pünktlichkeit" dringen zu sollen, „wenn sie auch Peinlichkeit gescholten" werde,[34]) und die „Anlockung einer früheren günstigen Aufnahme" wird hinfällig vor der „Aussicht auf einen zwar späten, aber dauerhaften Beifall."[35]) So dürften es nur in der Wolle gefärbte Romantiker der Weltbetrachtung sein, die ihm nicht beistimmen, wenn er sagt: „Im Grunde ist wohl alle Philosophie prosaisch; und ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophieren, möchte so wohl aufgenommen werden, als der für den Kaufmann: seine Handelsbücher künftig nicht in Prose, sondern in Versen zu schreiben."[36])

Den, wie wir gesehen haben, bei dem Gegenstande und dem Ziele der Vernunftkritik ihr notwendigerweise anhaftenden unpoetischen Merkmalen stehen aber auch in diesem Werke Momente ganz anderer Art gegenüber. Zunächst ist daran zu erinnern, dass es gewisse Bedingungen giebt, die für ein fruchtbares Schaffen auf jedem geistigen Gebiete erfüllt sein müssen, die also auch der Philosophie und der Poesie gemeinsam sind. Schön sagt Herbart: „Wer etwas von der Philosophie weiss, der weiss auch, sie solle eine Gedankenwelt ordnen und beherrschen. Aber wo ist diese Gedankenwelt? Diese eben muss erst geschaffen werden, denn mit uns geboren ist sie nicht. Ein poetischer Aufschwung des Geistes muss vorangehen; dürre, unfruchtbare Köpfe taugen nicht zur Philosophie."[37]) Jedoch nicht nur für das Schaffen einer Gedankenwelt ist dieser poe-

31) Brief vom 9. Febr. 1798.

32) z. B. an Hume und an Mendelssohn, Prolegomena, IV, 10.

33) Aus Schillers Distichon „der gelehrte Arbeiter."

34) Metaphysik der Sitten, VII, 4. — 35) Prolegomena, IV, 10.

36) Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie, VI, 482.

37) Herbarts sämtl. Werke, herausgegeben von G. Hartenstein, Leipzig 1852, Band XII, S. 162.

tische Faktor notwendig; als ebenso gewichtig erweist er sich bei ihrer Beherrschung und Ordnung. Die angemessene Architektonik ganzer Inhaltsmassen sowie die Verzweigung der einzelnen Gedanken ist ein ästhetisches Moment, das philosophischen Werken nicht weniger eignet als jeder vollendeten Dichtung.[38]) So ist auch die Vernunftkritik, als Ganzes betrachtet, kein Laboratorium eines Chemikers, und den Aufschwung des Geistes, von dem Herbart redet, wird man bei dem „Gedanken-Architekten" Kant am allerwenigsten vermissen.[39]) Die grösste und deshalb am tiefsten fortwirkende philosophische Leistung des achtzehnten Jahrhunderts ist eben einem Mutterboden geistiger Kraft entsprossen, aus dem auch der schönen Litteratur des deutschen Volkes die Säfte zu so unvergänglichen Blüten und Früchten zuflossen.

Dieser in dem Wesen alles höheren Schaffens begründeten Thatsache reihen sich weitere poetische Momente an, die mehr auf die Individualität des Philosophen zurückzuführen sind.

Öfters, hauptsächlich nach einem Abschluss von Einzeluntersuchungen, lässt auch Kant die schweren Waffen seiner philosophischen Rüstung ruhen, indem er sich mehr betrachtend als beweisend in erfrischenden Rück- und Fernblicken ergeht. Zwischen und über den wie aus Granit errichteten Grundmauern des Lehrgebäudes giebt es Stätten, an denen wir den Verfasser der „Allgem. Naturgeschichte und Theorie des Himmels" wiedererkennen, der in erhabenem Gedankenfluge und in lebendiger, schöner Sprache vom Weltall zu reden weiss. Aber seine Schriften verraten auch ein tiefes Gefühl. Innigstes Mitempfinden des Menschenfreundes und abgeklärte Ruhe des Weisen adeln ein Sendschreiben an eine Witwe, der er bei dem Tode ihres Sohnes Trost zuspricht, zu einem Kleinod unserer klassischen Litteratur.[40])

38) Über die ästhetischen Momente des wissenschaflichen Schaffens im allgemeinen handelt verständnisvoll Emil Grosse in seiner Erklärung der „Künstler" von Schiller, Berlin 1890, S. 37. ff.

39) Rosenkranz, dem ich auch den Ausdruck „Gedanken-Architekt" entlehne, bezeichnet drei Schöpfungen von Philosophen als Kunstwerke: Platons Staat, Kants Kritik der reinen Vernunft und Hegels Phänomenologie.

40) An Frau Agnes Elisabeth, verwitw. Frau Rittmeisterin v. Funk, geborene v. Dorthoesen, II. 47 ff.

In seinem „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration für das Dasein Gottes“ erklärt er: „Wenn ich die Ränke, die Gewalt und die Scene des Aufruhrs in einem Tropfen Materie (unter dem Mikroskop) ansehe und erhebe von da mein Auge in die Höhe, um den unermesslichen Raum von Welten wie von Stäubchen wimmeln zu sehen, so kann keine menschliche Sprache das Gefühl ausdrücken, was ein solcher Gedanke erregt, und alle subtile metaphysische Zergliederung weicht sehr weit der Erhabenheit und Würde, die einer solchen Anschauung eigen ist“.[41]) In dem „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“ heisst es: „Wer durch eine moralische Empfindung als durch einen Grundsatz mehr erhitzt wird, als es andere nach ihrem matten und öfters unedlen Gefühl sich vorstellen, ist in ihrer Vorstellung ein Phantast. Ich stelle den Aristides unter Wucherer, den Epiktet unter Hofleute und den Johann Jakob Rousseau unter die Doktoren der Sarbonne. Mich deucht, ich höre ein lautes Hohngelächter, und hundert Stimmen rufen: welche Phantasten! Dieser zweideutige Anschein von Phantasterei in an sich guten moralischen Empfindungen ist der Enthusiasmus, und es ist niemals ohne denselben in der Welt etwas Grosses ausgerichtet worden.“[42]) Hierzu bemerkt vortrefflich Kuno Fischer: „Dieser Ausspruch ist durchaus bezeichnend für Kants eigene Empfindungsweise. Ein Mann des nüchternen und schärfsten Verstandes, unerbittlich und satirisch gestimmt gegen jede Phantasterei, war Kant durch sein ganzes Leben ein Enthusiast in dem von ihm bezeichneten Sinne; er sympathisiert mit jedem grossen Aufschwunge der Menschheit und ist nie beredter, als in der Verteidigung solcher Begebenheiten. Dieser moralische Enthusiasmus ist ein Charakterzug seines Gemüts und seiner Philosophie.“[43]) Vermöge des mit seinem Gedankenfluge gepaarten Gefühls wirkt er oft begeisternd auf seine akademischen Zuhörer. Unter dem unmittelbaren Eindruck eines solchen Vortrages verfasste der Studiosus Herder ein seinem Lehrer am nächsten Tage überreichtes Gedicht.[44]) Aber auch Zuhörer, die an sich nicht poetisch

41) II, 160.
42) II, 221. — 43) a. a. O. Band IV, 264. — 44) S. R. Haym, a. a. O. I, 32, 33.

gestimmt waren, wurden bisweilen hingerissen. Jachmann berichtet von den Vorlesungen über „Moral“, dass der „unsterbliche Weltweise“ sich in ihnen von „himmlischer Kraft begeistert“ gezeigt und „himmlisches Entzücken“ hervorgerufen habe.[45]) Dasselbe Gefühl ist es, das in der „Kritik der praktischen Vernunft“ der bekannten Apostrophierung der Pflicht[46]) sowie der bereits citierten Zusammenstellung des Sittengesetzes mit dem bestirnten Himmel eine geradezu poetische Kraft verleiht. Aber der Denker verleugnet es auch nicht in der Kritik der reinen Vernunft, wenn er sich z. B. über die alten Schulbeweise für das Dasein Gottes auslässt, trotzdem er vom Standpunkt des wissenschaftlichen Forschers ihre Unzulänglichkeit aufdecken muss, um sie später durch seinen moralischen Beweis zu ersetzen. Zur Bestätigung des Gesagten möge die folgende Stelle dienen: „Die gegenwärtige Welt eröffnet uns einen so unermesslichen Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung, Zweckmässigkeit und Schönheit, man mag diese nun in der Unendlichkeit des Raumes oder in der unbegrenzten Teilung desselben verfolgen, dass selbst nach den Kenntnissen, welche unser schwacher Verstand davon hat erwerben können, alle Sprache, über so viele und unabsehlich grosse Wunder, ihren Nachdruck, alle Zahlen ihre Kraft zu messen, und selbst unsere Gedanken alle Begrenzung vermissen, so, dass sich unser Urteil vom Ganzen in ein sprachloses Erstaunen auflösen muss.“[47]) Verrät diese Betrachtung des Denkers nicht etwas von der Empfindung und dem Schwunge der Worte des Dichters: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich, wie am ersten Tag?“[48])

Solcher Stellen kann es in einem Buche, für das seiner ganzen Bestimmung nach nicht das Herz, sondern der Verstand die Feder zu lenken hat, nicht viele geben; wohl aber erzeugen ein selbst in der Sprache der Philosophie nicht ganz verloren gegangener Rest der Sinnlichkeit ursprünglicher Gedankenmitteilung und eine Kant mehr als manchem anderen Denker eigene Freude an durchsichtigen Metaphern und Gleichnissen ein neues

---

45) Reinhold Bernhard Jachmann, Immanuel Kant, geschildert in Briefen. Königsberg 1804, S. 31. — 46) V, 91. — 47) 423. — 48) Goethe, Faust I, Prolog im Himmel.

poetisches Moment, das in der Kritik der reinen Vernunft verhältnismässig oft in die Erscheinung tritt.

Der Landsmann Hamanns weiss sehr wohl, dass „die Poesie älter als die Prosa“[49]) „dass die poetische Sprache bei allen Völkern vor der guten Prosa vorhergegangen ist“;[50]) er weiss ferner, dass, „wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, noch wenig Begriffe des Verstandes hat.“[51]) Eine auf diese Einsicht gegründete Behauptung Kants ist arg missverstanden worden, sodass wir bei diesem Punkte erst etwas verweilen müssen, bevor wir uns wieder der Vernunftkritik zuwenden. Goethes Bezeichnung des Königsberger Philosophen als des „Alten vom Königsberge“[52]) ins Ironische umbiegend, teilt Hebbel im Vorwort zu „Maria Magdalene“ seinen Lesern den Satz als Kantischen mit, dass das poetische Vermögen, von Homer an, nichts als eine Unfähigkeit zum reinen Denken beweise. Nach Hebbels Darstellung meine also der Philosoph, dass z. B. Lessing oder Schiller zum reinen Denken unfähig gewesen seien. Kants Äusserung lautet aber ungekürzt: „Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des reinen Verstandes, und das so oft Bewunderte der lebhaften Vorstellung, welche die Wilden (bisweilen auch die vermeinten Weisen in einem noch rohen Volke) in ihren Reden hören lassen, ist nichts als Armut an Begriffen und daher auch an Wörtern, sie auszudrücken: z. B. wenn der amerikanische Wilde sagt: „wir wollen die Streitaxt begraben,“ so heisst das soviel als: wir wollen Friede machen, und in der That haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten das Glänzende ihres Vortrags bloss dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.“[51]) Kant spricht also nur von den „alten Gesängen“; er sagt ferner nicht einmal, dass es den Dichtern jener Zeiten an Begriffen, sondern

49) Vorlesungen über die Metaphysik a. a. O. S. 10. Vergl. damit: Logik, VIII, 28. — 50) Menschenkunde oder philosophische Anthropologie a. a. O. S. 151. — Vergl. damit „Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ VI, 113, wo Kant die Dichtkunst als älter denn die Geschichte und als älteste unter allen Dichtungen die Priesterreligion bezeichnet.

51) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, VII, 507.

52) Hempel, Band 34, S. 98.

an Mitteln, sie auszudrücken, gefehlt habe, was jeder unterschreibt, der von der Entwicklung der Sprachen auch nur einige Kenntnis besitzt. Streiten liesse sich vielleicht darüber, ob die alten Dichter das „Glänzende“ ihres Vortrages bloss dem erwähnten Mangel verdanken; wie wenig es aber Kant in den Sinn kommen kann, gleichsam eine geistige Inferiorität der Poeten zu behaupten, ergiebt sich daraus, dass er sich über die ältesten Philosophen ebenso äussert wie über die ältesten Dichter. In den von Pölitz herausgegebenen Vorlesungen über die Metaphysik heisst es: „Die ersten Philosophen kleideten alles in Bilder ein,“[53]) und in der von Starke veröffentlichten „Menschenkunde oder philosophischen Anthropologie“ Kants lesen wir: „Alle alte Philosophie war in Versen“[54]). Nichts wäre ferner verkehrter, als aus der Behauptung, dass, wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, noch wenig Begriffe habe, auch die Ansicht herauszulesen, dass, wer viele und klare Begriffe hat, sich unter keinen Umständen bildlich ausdrücken dürfe. Kant verriet nach dem Zeugnisse der Elise von der Recke, die ihn im Hause ihres Vetters, des Reichsgrafen von Keyserling, kennen lernte, schon im gesellschaftlichen Gespräch Neigung und Fähigkeit, „sogar abstrakte Ideen in ein liebliches Gewand zu kleiden.“[55]) Nach einem solchen Gewande brauchte er nie erst zu suchen. Ideenreichtum, vorzügliches Gedächtnis und eine ungewöhnliche Kraft lebendiger Vergegenwärtigung alles dessen, was er durch scharfe Beobachtung und noch weit mehr durch ausgebreitete Lektüre in seinen Vorstellungskreis aufgenommen hatte[56]), sicherten ihm allezeit eine Fülle von Mitteln, seine Gedanken vollständig bildlich oder doch metaphorisch auszudrücken. Auch an dem philosophierenden Herder tadelt er keineswegs die Metaphern und Bilder an sich, sondern nur deren Missbrauch[23]). Sind einige seiner früheren Schriften

---

53) a. a. O. S. 10. Vergl. damit Logik, VIII, 28.

54) a. a. O. S 151.

55) Kuno Fischer, a. a. O. IV, 56.

56) Diese Gabe Kants erinnert — natürlich nur bis zu einem gewissen Grade — an den Dichter des „Wilhelm Tell“, der die von ihm nie gesehene Schweiz so zutreffend zu veranschaulichen weiss. Kuno Fischer teilt nach Biographen des Philosophen mit: „Einst schilderte er die Westminsterbrücke zu London, ihre Gestalt, Dimensionen, Massbestimmungen u. s. f. so deutlich und

von diesem Fehler gleichfalls nicht frei, so macht der Philosoph später die Zulässigkeit des bildlichen Ausdrucks zum Gegenstande theoretischer Untersuchungen, z. B. in der „Kritik der Urteilskraft" und in der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht", wo von den ästhetischen Attributen und der symbolischen Darstellung von Begriffen die Rede ist,[57]) und für alle seine Werke hält er seit 1781 daran fest, dass in der philosophischen Darstellung das Bild sich dem Gedanken anschmiegen, aber nicht über ihn herrschen, dass es ihn begleiten, aber nicht leiten darf[58]).

Innerhalb dieser Schranken finden sich denn auch in der Kritik der reinen Vernunft zunächst unbeabsichtigte und beabsichtigte Metaphern in grosser Zahl. Wie im allgemeinen der Leser, so denkt Kant selbst kaum an die sinnliche Herkunft von „Hieraus erhellet" oder „entspringen". Diesen Ausdrücken begegnen wir sehr oft, ebenso zum Grunde liegen, an die Hand geben, fliessen; ferner finden sich: einleuchten, ins Licht stellen, vor Augen legen, vor Augen stellen, schöpfen, ableiten, einpfropfen, erwachsen u. a. Zur sinnlichen Färbung seiner Sprache trägt auch der Gebrauch zahlreicher Substantiva in übertragener Bedeutung bei. Am häufigsten finden sich so wohl Feld (z. B. der Erfahrung, der Sinnlichheit), Quelle, Quell, Weg, Probierstein; ausserdem liest man metaphorisch verwandt: Pfad, Fusssteig, Geleise, Heeresstrasse, Boden, Kreis, Kette, Faden, Leitfaden, Leitschnur, Richtmass, Richtschnur, Triebfeder, Schlüssel[59]) u. a. Ja, es

---

eingehend, dass ein Engländer, der es hörte, Kant für einen Architekten hielt, der einige Jahre in London gelebt haben müsse. In ähnlicher Weise sprach er ein anderes Mal von Italien, als ob er das Land aus eigener dauernder Anschauung kennen gelernt." (a. a. O. IV, 68.)

57) V, 325 ff, VII, 506 ff.

58) Rudolf Eucken, Über Bilder und Gleichnisse bei Kant (in den „Beiträgen zur Geschichte der neuern Philosophie", Heidelberg, 1886, S. 81.).

59) Belegstellen für die aufgezählten Ausdrücke in der obigen Reihenfolge: 67, 103, 145, 212, 281, 352, 380; 33, 47, 55, 83, 85, 100, 204, 218, 230, 234, 251, 253, 259, 292, 350, 459, 460, 477, 538, 551; 56, 59, 60, 63, 65, 66. 152, 162, 170, 216, 239, 271, 393, 552 554; 217, 239, 248, 260, 269, 271, 290, 336, 450, 479, 614; 60, 215, 233, 245, 251, 253, 257, 277, 304, 340, 523; 102; 258; 194; 490; 59, 70, 83, 199, 209, 259, 437; 34, 35, 50, 79, 90, 101, 102; 139; 47; 36, 37,

widerfährt dem scharfen Denker, dass er von einigen Beurteilern der Vernunftkritik getadelt wird, weil sein Ausdruck bisweilen zu bildlich und unbestimmt sei[60]).

Bezeichnender für Kants Stil sind die Redewendungen, in denen er sich seiner Metaphern aufs vollste bewusst ist. Hatte der jugendliche Verfasser der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" die Kühnheit, seine Gedanken über „Millionen und ganze Gebirge von Millionen Jahrhunderten" schweifen zu lassen, wagte er dort Vermutungen über den „Halsschmuck" und über „das Eingeweide der Sonne"[61]), lachte der Erläuterer der „Träume eines Geistersehers" über das Unterfangen einiger Gelehrten, „den Aal der Wissenschaft beim Schwanze zu erwischen"[62]), so lässt sich auch der Baumeister der Vernunftkritik durch seinen Stoff an der Verwendung überkommener oder an der Bildung neuer Metaphern nicht im mindesten verhindern. Er spricht von einem Wachstum der Wissenschaften, von zwei Stämmen der menschlichen Erkenntnis, einem Stammbaum des reinen Verstandes, von fein gesponnenen Argumenten, von dem sehr vermischten Gewebe der menschlichen Erkenntnis, einem Monogramm der reinen Einbildungskraft, Gedränge von Gründen und Gegengründen, einem ganzen Nest von dialektischen Anmassungen, Schattenwerk des Nachruhms, Wucherkraut des schönen Scheins, von einer Schminke der Anständigkeit, einer Kluft zwischen Idee und Ausführung. Der Indifferentismus ist ihm die Mutter des Chaos und der Nacht in den Wissenschaften, Beispiele sind der Gängelwagen der Urteilskraft[63]). Der grosse Philosoph, der bekanntlich auch ein vortrefflicher Geldwirt ist, kennt ein Gesetz der Haushaltung mit dem Vorrate unseres Verstandes

---

41, 71, 90, 96, 141, 172, 184, 201, 202, 203, 221, 240, 241, 289, 330, 333, 335, 390, 402, 416, 427, 431, 435, 461, 467, 469, 484, 490, 497, 501, 531, 517, 613; 14, 25, 83, 147, 183, 210, 287, 338, 383. 429, 504, 551; 71, 107, 210, 231, 251, 266, 402, 526; 13, 14, 15, 17, 266, 404; 19, 49, 50, 57, 87, 90, 245, 304, 332, 438, 476, 531, 543; 31, 562; 476; 503, 562; 37, 333, 462; 38; 341, 349, 364, 376, 423, 431; 269, 303, 331, 335; 91, 94, 98; 333; 346, 392; 555; 403, 560; 248, 257, 346.

60) S. Vaihinger, a. a. O. I, 278.

61) I. 296, 288, 308.

62) II. 366.

63) Die Metaphern finden sich in der obigen Reihenfolge 3, 52, 101, 27, 107, 143, 331, 415, 288, 498, 498, 259, 6, 139.

und liebt einen völligen Überschlag seines ganzen geistigen Vermögens[64]). Plato, sagt er, bemerkte sehr wohl, dass unsere Erkenntniskraft ein weit höheres Bedürfnis fühle, als bloss Erscheinungen nach synthetischer Einheit buchstabieren, um sie als Erfahrung lesen zu können[65]). In der Feuerprobe der Kritik löst sich der Pneumatismus in lauter Dunst auf[66]). Er kennt Flügel der Vernunft und Flügel der Ideen[67]), aber gegenüber den trotz aller Warnung fortgesetzten Bemühungen, über die Grenzen der Erfahrung in die reizenden Gegenden des Intellektuellen zu gelangen, sieht er sich genötigt, den letzten Anker einer phantasievollen Hoffnung wegzunehmen[68]).

Die Bildlichkeit des Ausdrucks tritt jedoch nicht nur in knappen Metaphern hervor: in der Kritik der reinen Vernunft fehlt es auch nicht an minder oder mehr ausgeführten Gleichnissen. Wir erinnern uns, dass das Philosophieren bei Kant als das Errichten eines Gebäudes[69]), die Metaphysik als ein Kampfplatz[70]) erscheinen muss. Es giebt jedoch auch in der Philosophie Luftfechter. „Sie haben gut kämpfen; die Schatten, die sie zerhauen, wachsen, wie die Helden in Walhalla, in einem Augenblicke wiederum zusammen, um sich aufs neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können[71]). Der Kampf philosophischer Meinungen wird auch öfters veranschaulicht unter dem Bilde eines Prozessverfahrens. Die Verhandlung zu leiten und die Sentenz zu fällen hat der Gerichtshof der kritischen Vernunft[72]). Dem Dogmatismus gegenüber, der die Welt des Übersinnlichen ohne Prüfung des menschlichen Erkenntnisvermögens zu erfassen hofft, braucht Kant das schöne Bild: „Die leichte Taube, indem sie in freiem Fluge die Luft teilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, dass es ihr im luftleeren Raume noch viel besser gelingen werde“[73]). Wie hier die Luft, so dienen an anderer Stelle Land und Meer als Mittel der Veranschaulichung von Gedanken: „Das Land des Verstandes ist eine Insel und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land

64) 251, 509. — 65) 257. — 66) 293. — 67) 405, 427.
68) 485. — 69) 38, 50, 260, 550, 560. — 70) 5, 302, 495, 514 — 71) 503. — 72) 7, 303, 470, 500. — 73) 38.

der Wahrheit (ein reizender Name), umgeben von einem weiten und stürmischen Oceane, dem eigentlichen Sitz des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflechtet, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann"[74]).

III.

Man könnte die Thatsache dieser poetischen Elemente in der „Kritik der reinen Vernunft" zugeben, gleichwohl aber der Ansicht sein, dass sich für Kants Stellung zur Poesie aus ihr nichts folgern lasse; sei doch Plato trotz seines grösseren Bilderreichtums und der seine Werke auch sonst in höherem Masse kennzeichnenden poetischen Merkmale der ausgesprochenste Gegner der Dichter.

In Anbetracht der poetischen Form und des antipoetischen Standpunktes des Platonischen Philosophierens ist man vielleicht geneigt, bei dem griechischen Denker eine gewisse Inkonsequenz anzunehmen. Erwägt man freilich, mit welcher Begeisterung ihn einerseits seine allein Wahrheit enthaltenden „Ideen" erfüllen, wie gross andrerseits die Kluft ist, durch welche die empirischen Dinge und gar die nach seinem Dafürhalten erst unter unvollkommener Nachbildung dieser Dinge geschaffenen, der Wahrheit also noch weniger entsprechenden Werke der Kunst von den „Ideen" getrennt werden, so wird man seine gehobene, dichterische Sprache ebenso begreifen wie seinen ablehnenden Standpunkt gegenüber der Poesie. Bei Kant jedoch kann nicht einmal die Vermutung einer Inkonsequenz aufkommen. Das lag freilich nach dem Erscheinen seiner „Kritik der Urteilskraft" vor aller Augen, oder es hätte dem wenigstens so sein sollen. Hier erhält die Kunst in dem Gebäude des Kantischen Systems eine mit dessen übrigen Teilen or-

---

74) 209. — Es konnte mir nur darauf ankommen, die Thatsache des bildlichen Ausdrucks in der Kritik der reinen Vernunft genügend hervorzuheben. Teilweise nach weiteren Gesichtspunkten, die hier aber gestört haben würden, wird der Gegenstand interessant behandelt von Eucken, a. a. O.; auch in Vaihingers Commentar wird er gebührend berücksichtigt.

ganisch verbundene, wohlgegründete eigene Stätte, und in der daselbst aufgestellten Rangordnung der einzelnen Künste sehen wir den ersten Platz der Poesie zugewiesen. Dem Zustande der Passlosigkeit, der dem Schönen gegenüber dem Guten und dem Wahren im Gesichtspunkt aller nachgriechischen philosophischen Systeme anhaftete und zur Folge hatte, dass man die Kunst allesfalls als Dienerin der Moral und der Wissenschaft gelten liess, wird durch den deutschen Denker für alle Zeiten ein Ende gemacht.

Es wäre nun freilich unbegründet, anzunehmen, dass diese Stellung der Kunst, mithin auch der Poesie, bereits in der „Kritik der reinen Vernunft" angelegt wäre. In einer Anmerkung zu seiner „transscendentalen Ästhetik" spricht Kant von einer verfehlten Hoffnung, „die kritische Beurteilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben", weil diese Regeln nur empirisch seien, also niemals zu Gesetzen a priori dienen könnten. Jedoch schon in der zweiten Ausgabe des Werkes findet sich eine Einschränkung dieses Bedenkens. Hier erscheinen die Regeln oder Kriterien des Schönen nicht mehr überhaupt, sondern nach ihren vornehmsten Quellen als empirisch.[1]) Wie Kant aber — auch er ein immer Werdender — in seinem Denken wohl zu rasten, aber nicht stillezustehn vermag, so ist er bald nach Bearbeitung der zweiten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" in der Lage, Reinhold zu schreiben, dass er eine andere Art von Principien a priori entdeckt habe.[2]) Solche Principien hatte er bekanntlich für das Erkenntnisvermögen in der Kritik der reinen Vernunft, für das Begehrungsvermögen in der Kritik der praktischen Vernunft gefunden; jetzt ergeben sie sich ihm auch für das dritte Hauptvermögen unserer Seele: für das Gefühlsvermögen der Lust und Unlust. Dass er nun auf dieser Grundlage in der Kritik der Urteilskraft eine Ästhetik als Geschmackslehre aufzustellen und eine philosophische Rechtfertigung der Kunst zu geben vermag, ist ein um

1) 56. In Hartensteins Ausgabe ist der Unterschied der Anmerkung in der ersten Auflage von derjenigen der zweiten nicht genügend hervorgehoben. S. darüber Kuno Fischer a. a O. V, 418.

2) Brief vom 18. Dez. 1787 (VIII, 739).

so glänzenderer Triumph der Fruchtbarkeit und der Folgerichtigkeit seines systematischen Denkens, als diese Lehre, wie nachgewiesen worden, in seiner Kritik der reinen Vernunft noch nicht mit Bewusstsein angelegt ist und sich dennoch als integrierender Bestandteil seines Systems erweist.[3])

Ist also ein Widerspruch zwischen der Kritik der Urteilskraft und derjenigen der reinen Vernunft ausgeschlossen, so kann in dem älteren Werke auch inhaltlich nichts enthalten sein, was von einem antipoetischen Standpunkt seines Verfassers zeugte. Diese Thatsache ist jedoch auch ohne jenen Beweis a posteriori eine so feststehende, dass Schlossers Ansicht über Kants Stellung zur Dichtkunst selbst dann unbegründet wäre, wenn ein der Geisteskultur der Menschheit ungnädiges Schicksal uns die Kritik der Urteilskraft nicht hätte zu teil werden lassen.

Nichts konnte freilich weniger in der Absicht des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft liegen als eine unmittelbare Stellungnahme zur Kunst. Schon daraus ergiebt sich, dass nicht sämtliche Elemente der Poesie auch den Erkenntnistheoretiker beschäftigen. So fehlt es hier an einer Behandlung des Gefühls, das bei der Besprechung von Kants Darstellungsweise nicht übergangen werden durfte, und das in andern Werken, z. B. in der Kritik der praktischen Vernunft, auch zu den Objekten seines Philosophierens gehört. Immerhin ent-

---

3) Das Nähere darüber findet man in der mehrfach citierten klassischen Darstellung des Kantischen Systems von Kuno Fischer. Tief eindringend ist ferner das Werk von Hermann Cohen: Kants Begründung der Ästhetik, Berlin 1889. Im wesentlichen auf Cohens Schultern stehend, haben denselben Gegenstand behandelt Johann Goldfriedrich, Kants Ästhetik, Leipzig 1895, und — wenn auch mit grösserer Selbständigkeit — Eugen Kühnemann, Kants und Schillers Begründung der Ästhetik, München 1895. Weniger nach ästhetischen als nach ethischen Gesichtspunkten wird „Kants Kritik der Urteilskraft in ihrer Beziehung zu den beiden andern Kritiken und zu den nachkantischen Systemen“ einsichtig beurteilt von A. Dorner in Vaihingers Kantstudien (IV, 248–285). Diese Kantforscher haben es begreiflicherweise in erster Linie mit der Kritik der Urteilskraft und mit den daselbst aufgestellten Principien der Kunst im allgemeinen zu thun; eine Beurteilung der Kritik der reinen Vernunft in ihrer Beziehung zur Poesie ist demgemäss durch die erwähnten Werke nicht im mindesten überflüssig gemacht.

hält selbst die Kritik der reinen Vernunft mehrere Kardinalprobleme, die mit fundamentalen Fragen der Dichtkunst zusammenfallen oder doch aufs engste mit ihnen zusammenhängen, sodass die ihnen von seiten Kants zu teil werdende Behandlung, obgleich diese lediglich durch erkenntnistheoretische Gesichtspunkte bestimmt ist, auch Rückschlüsse auf seine Stellung zur Poesie gestattet. Diese Probleme aber sind, wofern ich nicht irre: 1. *Sinnlichkeit* als einer der Stämme der menschlichen Erkenntnis, 2. *Einbildungskraft*, 3. *Erscheinung* (und Ding an sich), 4. *Ideen*.

Der Erörterung der genannten Punkte dürfte zweckgemäss der Hinweis auf folgende Thatsachen vorausgehen: Die Poesie ist ihrem Wesen nach anthropomorphisch, in noch höherem Grade aber anthropocentrisch. Sie überträgt menschliche Zustände und Verhältnisse auf andere Dinge und Vorgänge, so dass diese menschlich aus- oder umgedeutet werden; sie setzt alles in irgend welche Beziehung zum Menschen, und ihr am liebsten gewählter Gegenstand ist der Mensch selbst. In noch höherem Masse eignet dieser anthropocentrische Charakter der Philosophie Kants. In der Kritik der praktischen Vernunft ist der Mittelpunkt der Dinge der handelnde Mensch, dessen Wille sich auf das unabweisbare Bedürfnis nach dem höchsten Wesen gründet. Die Kritik der Urteilskraft stellt in ihrer Ästhetik als Ideal der Schönheit gleichfalls den Menschen hin; in der Teleologie erscheint er als Endzweck der Natur, insofern als er in seinem Thun durch Sittlichkeit bestimmt ist. Aber das System des organischen Kriticismus weist damit nur auf seinen Ausgangspunkt zurück: *auch das Thema der Kritik der reinen Vernunft ist recht eigentlich der Mensch als erkennendes Wesen.*

Zu diesem anthropocentrischen Charakter kommt ein zweites: Nach einer der Grundlehren der Vernunftkritik ist ein Analogon vorhanden zwischen dem Verhalten des erkennenden Menschen und dem des Dichters. Ist dichten, ποιεῖν, ein Thun κατ᾽ ἐξοχήν, ein Schaffen, so erscheint nach Kant auch der erkennende Mensch bis zu einem gewissen Grade als Schöpfer. Wie ein Objekt nur denkbar ist im Hinblick auf ein Subjekt, so giebt es auch ein Erkenntnisobjekt nur gegenüber einem erkennenden Subjekt. Indem aber der Mensch oder die

Menschheit einen Gegenstand erkennen, wird dieser insofern erst geschaffen, als er in seiner erkannten Wesenheit und Bestimmtheit nur zustande kommt durch die Beschaffenheit der menschlichen Vernunft, die ihn schlechterdings nicht anders als nach den ihr eigenen Formen zu gestalten vermag.

Auf welchem Wege vollzieht sich nun diese Erkenntnis? Sie entspringt nach Kant aus „zwei Grundquellen“, nämlich aus der „Sinnlichkeit“, d. i. dem Vermögen der Anschauung oder der Fähigkeit, Vorstellungen zu empfangen (Receptivität), und aus dem „Verstande“, d. i. dem Vermögen, durch jene Vorstellungen einen Gegenstand zu denken (Spontaneität).[4])

Da hätten wir denn auch die Sinnlichkeit, die von den Eleaten als Täuscherin angeklagt und noch in der Leibniz-Wolffischen Philosophie mit einer gewissen Herablassung behandelt wurde. Bekanntlich galt sie dieser Schule allerdings auch als ein intellektuelles Vermögen, aber als ein Vermögen niedrigen Grades, als die Quelle unklarer, verworrener Erkenntnis im Gegensatz zum Verstande als der „obern Seelenkraft“ — eine Unterscheidung, gegen die Goethe in seinem Aufsatze über Ernst Stiedenroths Psychologie energisch Einsprache erhob.[5]) Kant aber weist, obgleich er die alten Schulausdrücke „niedere — obere Vermögen“ noch vielfach beibehält,[6]) schon lange vor Goethe das Haltlose jener Auffassung aufs einleuchtendste nach. Sinnlichkeit und Verstand sind als Erkenntnisquellen nicht quantitativ, sondern qualitativ verschieden, so dass ein Rangstreit zwischen ihnen überhaupt nicht statthaben darf. „Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht werden“. „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“[7]) Mit einer gerade für unsern Gegenstand höchst dankenswerten Ausführlichkeit spricht Kant über diesen Punkt sich weiter aus in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“[8]) und in seiner „Menschenkunde oder philosophischen Anthropologie.“ In dem zweiten dieser Werke, das erst nach dem Tode des Philosophen

---

4) 55. 81 ff. — 5) Hempel, Band 34, S. 129.

6) Z. B. 137, 550; V, 23. 183, 203; VI, 362; VII, 512; VIII, 36; Vorlesungen über die Mataphys. a. a. O. S. 137, 138. — 7) 82. — 8) VII, 454 ff.

herausgegebene Vorlesungen von ihm enthält, ist auch die Rede von Lessings Nathan; schon aus diesem Datum folgt, dass der in ihnen vertretene Standpunkt von dem der Vernunftkritik gleichfalls nicht wesentlich verschieden sein kann. Da die allein vorhandene Ausgabe von Starke jetzt ziemlich schwer zugänglich ist, so dürfte es nicht unangemessen sein, die einschlägige Stelle hier möglichst ungekürzt folgen zu lassen: „Einesteils sagen die Moralisten, dass die Sinnlichkeit die Vernunft ganz verwirre, und dass ein nicht beizulegender Zwist zwischen beiden sei, der unzählige Unordnungen verursache; andernteils klagen die Logiker sehr über die Sinnlichkeit; sie behaupten, die Ursache aller Blendwerke sei die Sinnlichkeit, sie unterbreche die Verstandeshandlungen und bringe den falschen Schein hervor, wodurch der Verstand leicht hintergangen werden könne. Aus diesen Anklagen der Sinnlichkeit sollte man schliessen, als ob alles Gute aus dem Verstande komme, und die Sinne die Ursache alles Bösen seien, als wenn es besser sei, dass wir gar keine Sinne hätten. Aber man muss bemerken, dass wir ohne Verstand gar nicht denken würden, und da wir ohne Sinne gar nicht anschauen könnten, so würde der Verstand ohne Sinne gar keinen Gegenstand finden. Die Sinne ohne Verstand würden wenigstens Anschauung haben, der Stoff zu denken wäre da, wenn gleich nicht gedacht würde. Wäre aber der Verstand ohne Sinne, so würden wir die Form des Denkens haben, ohne denken zu können. Die Sinne geben den Stoff zum Denken und sind die Grundlage aller menschlichen Erkenntnis, der Verstand kann ihre Vorstellungen durch Denken bearbeiten und daraus ein regelmässiges Ganze machen; sie lassen sich also nicht entbehren, und man kann noch vieles zu ihrer Verteidigung sagen. Wir wollen gar keine Lobrede, aber doch eine Apologie der Sinne entwerfen. Die Sinne betrügen uns nicht, und wir können es den Sinnen nicht beimessen, wenn wir in unserm Urteile irren; denn die Sinne urteilen gar nicht, sie geben nur die Anschauung der Gegenstände, über welche der Verstand urteilen soll. Da man aber gerne die Schuld auf andere schiebt, und wir bei den Sinnen leidend sind, so mögen wir diesen gern die Schuld geben; den Verstand aber, der sein Geschäft nicht recht ver-

waltet hat, wollen wir freisprechen. — — — Da die Sinne dem Menschen die Sachen so vorstellen, wie er davon gerührt wird, so kann er hierbei nichts versehen haben; wenn aber der Verstand übereilt im Urteilen war, so kann ihm das beigemessen werden; denn hier ist keine Leidenheit und Empfänglichkeit, sondern eine Thätigkeit, und dann suchen wir alle Vergehungen von ihm abzulehnen. Die Sinne betrügen also den Verstand niemals; der Verstand kann zwar über Anschauungen irrig urteilen, aber das ist seine Schuld und ein Mangel der Aufmerksamkeit bei ihm".[9])

Es ist kaum möglich, die Bedeutung zu verkennen, die diesen Auslassungen auch für die Beantwortung der Wertfrage der Poesie innewohnt. Bei grösseren Dichtungen, bei dem Epos und dem Drama sowie bei umfangreichen lyrischen Schöpfungen, leuchtet schon dem Laien ein, wie sehr ein Zusammenwirken von Sinnlichkeit und Verstand des Künstlers für sie notwendig ist. Indessen sogar das kürzeste lyrische Gedicht, mag es uns auch lediglich wie ein einziger Empfindungshauch anmuten, ist kein blosser Singvogelton; zustande kommt auch dieses nur durch eine Harmonie von Sinnlichkeit und Verstand, die vollständig reflexionslos selbst dem Genie nur in seltenen Augenblicken gegeben ist und deshalb der nachhelfenden Feile des Verstandes bedarf. Freilich denkt Kant bei seiner Apologie der Sinnlichkeit nicht an die Poesie; aber soviel liegt doch auf der Hand, dass er selbst vom Standpunkt des Erkenntnistheoretikers nichts gegen sie einzuwenden haben kann, wofern sie auf einer Sinnlichkeit beruht, die durch Verstand gezügelt und geläutert ist.

Damit nun aber durch Sinnlichkeit und Verstand Erkenntnis zustande komme, müssen diese beiden Faktoren in ihrer Wirksamkeit durch das Band der Einbildungskraft miteinander verknüpft sein. Zugleich sinnlich und intellektuell, reproduktiv und produktiv, ordnet sie alles, woran wir in unseren Vorstellungen gebunden sind, nach den Gesetzen des Verstandes. Sie ist die Kraft, die — uns unbewusst — in der Weise wirkt, dass wir das „Mannigfaltige der Anschauung in ein Bild bringen" und „einen Gegenstand auch ohne

---

9) Menschenkunde u. s. w., Leipz. 1831, S. 39, 40.

dessen Gegenwart in der Anschauung vorstellen."[10]) Der dogmatischen Philosophie und noch Hume hatte sie nur als ein reproduktives Vermögen gegolten,[11]) und es ist eine interessante Thatsache, dass fast in derselben Zeit, in der Goethe die Phantasie als seine Göttin pries, Kant die Einbildungskraft in die ihr gebührende Beleuchtung rückte.[12]) Bekanntlich verhält sich der erstere Begriff zum zweiten wie Art zur Gattung. Produktive Einbildungskraft im Sinne der Vernunftkritik ist etwas Transscendentales, d. i. eine Bedingung a priori der Möglichkeit aller Erfahrung oder Erkenntnis. Dass wir das Mannigfaltige einer Anschauung in ein Bild zu bringen vermögen, verdanken wir der schöpferischen Kraft eben jener Ein-bildung. Unsere Erkenntnis ist um so vollkommener, in je höherem Masse diese Kraft sich in uns wirksam zeigt.

Kants Schriften enthalten nichts, was die Anwendung des Gesagten auch auf die Erfahrungswelt des Dichters ausschlösse. Es ist hier die Rede nicht von einem poetischen Bilde, sondern von einem Bilde, d. i. von einem geordneten, klaren Ganzen eines Erkenntnisobjektes. Dass aber dieses auch bei dem Dichter ein möglichst ungetrübtes, reines sein müsse, mag er uns seine Eindrücke unmittelbar oder durch das Mittel eines zweiten, poetischen, Bildes veranschaulichen wollen, wird niemand bestreiten, der an dem Glauben festhält, dass auch der Poet ein Jünger der Wahrheit sei. Im Grunde genommen, ist die Erkenntnis ebensosehr das Anliegen des Dichters wie des Philosophen. Dieser sagt uns, was ist, wie und wodurch es ist, und wenn der Dichter verdeutlichen will, wie uns dabei zu Mute ist,[13]) so gelingt ihm dieses nimmer, wenn nicht auch er das Erkenntnisbild besitzt, von dem Kant redet.

Des Philosophen Lehre von der Einbildungskraft berührt aber die Poesie auch unmittelbar. In der Vernunftkritik unterscheidet er von der transscendentalen,

---

10) 580, 127. — 11) S. J. Mainzer, die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen, Jena 1881, S. 23.

12) Goethe, Meine Göttin, 15. Septbr. 1780, Kant, Kr. d. r. V., 1781.

13) S. Moritz Carriere, Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen. Leipzig 1884, S. 61. —

produktiven eine reproduktive Einbildungskraft, die sich teilweise mit dem Begriff der Erinnerung deckt.[14]) In den beiden Anthropologieen und in den Vorlesungen über die Metaphysik kennzeichnet er die reproduktive Einbildungskraft in derselben Weise wie in der Vernunftkritik; die produktive aber entkleidet er hier ihres lediglich transscendentalen Charakters. Sie erscheint als die Fähigkeit, frühere Vorstellungen getrennter Gegenstände umzubilden und auf andere Zusammenhänge und Verbindungen zu übertragen, sodass etwas hervorgebracht wird, das zwar nicht ein absolut Neues ist, aber doch nach der Zusammensetzung seiner Bestandteile als ein vorher nicht Dagewesenes gelten muss.[15]) Dieses Produktionsvermögen teilt er dann auch ein in die willkürliche und unwillkürliche Imagination. „Die willkürliche besteht darin, dass der Mensch die Thätigkeiten seiner Imagination nach Belieben ausüben, sich Bilder darstellen und verschwinden lassen kann." Während wir alsdann mit unsern Bildern spielen, spielen bei der unwillkürlichen Imagination umgekehrt die Bilder mit uns.[16]) Die letztere nennt er Phantasie, als die an anderer Stelle allerdings gerade die willkürliche Imagination erscheint, wenn z. B. ein Baumeister nach dem Ausdruck des Philosophen „sich fingiert," ein Haus zu bauen, das er noch nicht gesehen hat.[17]) Produktive Einbildungskraft ist aber nach Kants Lehre auch das Dichtungsvermögen, das ihm als die Grundlage aller Erfindungen gilt. Er sagt von ihm: „Wir bringen immer auf gutes Glück neue Vorstellungen hervor; darnach muss sie der Verstand prüfen und so umbilden, dass sie mit den Ideen der Vernunft zusammenhängen."[18]) Die Originalität einer solchen Kraft ist Genie.[19])

---

14) 127.

15) VII, 481 ff., Menschenkunde oder philosophische Anthropologie a. a. O. S. 106 ff., Vorlesungen über die Metaphysik a. a. O. S. 152.

16) VII, 489, Menschenkunde, S. 108. — 17) Vorl. über die Metaphysik S. 152. — 18) Menschenkunde, S. 147. —

19) VII, 486. — Vergl. über Kants Lehre von der Einbildungskraft Richard Grundmann, Die Entwicklung der Ästhetik Kants, Leipzig 1893. Teilweise nach Kantischen Gesichtspunkten wird die Phantasie anziehend behandelt von Gottlieb Leuchtenberger: Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert. Erfurt 1894.

Giebt es also Probleme der Poesie, welche in die von Kant nachgewiesenen Quellen unserer Erkenntnis hinabreichen, so fehlt es auch nicht an solchen, die sich mit den Gegenständen und mit den Schranken derselben berühren.

Es ist bekanntlich die tiefgründige, nur starre Dogmatiker und Materialisten nicht überzeugende Lehre des Philosophen, dass unsere Erkenntnis allerdings Schranken hat.[20]) Die ersteren behaupten, sich gleich dem Dichter durch alle Räume frei fortschwingen zu können. Während aber der Poet in seinen höchsten Regionen sich mit einem Schauen begnügt, so glauben jene, auch zur wissenschaftlichen Erkenntnis alles dessen befähigt zu sein, „was sich bewegt im Himmel und auf Erden.“ Die Materialisten bedürfen des Luxus eines solchen Schwunges nicht, weil es für sie nichts von dem giebt, was Schiller hier als Himmel bezeichnet.[21]) Das Erdenlicht ist ihnen stark genug, mit ihm erkennend alles zu durchdringen, was sich ihren Sinnen darbietet, und ein weiteres ist nach ihrem Dafürhalten nicht vorhanden. Anders als beide Kant: es giebt freilich etwas, „was sich bewegt im Himmel.“ Dieses kann jedoch von uns nimmer wissenschaftlich erkannt werden; denn dazu müssten wir eine intellektuelle Anschauung und einen intuitiven Verstand besitzen. Nun ist aber unsere Anschauung nur sinnlich, unser Verstand nur diskursiv, d. h.: „er muss die Anschauungen, die er empfängt, Teil für Teil auffassen, von Teil zu Teil zusammensetzend, von Anschauung zu Anschauung vergleichend, von Anschauungen zu Begriffen verknüpfend und urteilend fortschreiten.“[22]) Unsere Erkenntnis ist deshalb beschränkt auf die uns wahrnehmbaren Gegenstände. Aber selbst hier bleibt ein unerkennbares X übrig: nur soweit die Dinge eben unseren Sinnen zugänglich sind, nur als Erscheinungen können sie von uns erkannt werden; was sie an sich seien, muss uns Geheimnis bleiben.

---

20) Ich behalte die alten Schulausdrücke wegen ihres immerhin auch heute noch verständlichen Sinnes bei, obgleich ich sehr wohl weiss, dass es dogmatische Materialisten giebt, wie man bekanntlich von einem Dogmatismus, bisweilen sogar von einem Fanatismus des Unglaubens zu reden berechtigt ist.

21) Huldigung der Künste.

22) Kuno Fischer a. a. O. V, 543.

Wenn aber die Erscheinungen nicht Dinge an sich sind, so sind sie doch auch keineswegs blosser Schein. Kants Philosophie ist transscendentaler Idealismus, weil die Möglichkeit aller Erfahrung auf der subjektiven Beschaffenheit unserer Vernunft beruht, die Erscheinungen also Begriffe unseres Denkens sein müssen. Wegen dieses subjektiven Charakters sind sie jedoch nichts weniger als Einbildungen. Das Denken könnte sie nicht erzeugen und gar so erzeugen, dass wir thatsächlich eine gemeinsame Sinnenwelt haben, wenn ihm nicht Anschauungen unserer Sinnlichkeit vorangingen, und wenn nicht die Formen der Anschauung ebenso wie die Gesetze des Denkens bei allen Menschen dieselben wären: der transscendentale Idealismus ist zugleich empirischer Realismus.

Dieser Charakter der Kantischen Lehre wird leicht missverstanden, und die Folgen der Missverständnisse erstrecken sich auch auf Fragen der Poesie. Wenn man nämlich den Philosophen so auffasst, dass er die Erde und alles in ihr, auf ihr und von ihr aus Wahrnehmbare für blossen Schein halte, so ist es eine folgerichtige Annahme, dass nach seiner Überzeugung die Poesie im günstigsten Falle ein müssiges und hohles Spiel sei. Die Mutter jeder Dichtung ist die Empfindung, also ein Element der Erfahrung. Diese könnte jedoch in einem ausschliesslichen Reiche des Scheines dem Menschen kaum mehr sein als ein Irrlicht. Gesetzt aber auch, dass ein solches schon genügte, „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart,“[23]) in Bewegung zu setzen, so würde doch aus den Anregungen von Schemen nichts anderes hervorgehen als „Schatten, die der Wahn erzeugt.“ Wie Goethe aber recht hat mit seiner Behauptung, dass die Gestalten des wahren Dichters keine Schatten seien,[24]) so ist es auch dem Philosophen nie eingefallen, etwas aufzustellen, was dem widerspräche. Auch die Kantische Erfahrungswelt ist eine Welt von wesenhaften Gestalten, durchwirkt von Farben, durchklungen von Tönen und überreich an thatsächlichen Inhalten,[25]) die Empfindung, und wenn

---

23) Goethe. Faust I, Vorspiel auf dem Theater.

24) Tasso, II, 1.

25) Vergl. Emil Arnoldt, Kant nach Kuno Fischers neuer Darstellung. Ein kritischer Bericht. Altpreussische Monatsschrift 1882, S. 545.

sich der Empfindung Phantasie beigesellt, auch Dichtung wecken. Mit welchem Rechte würde z. B. der Philosoph, wenn dem nicht so wäre, die Hilfe der „leichten Taube“ oder des „stürmischen Oceans“ in Anspruch nehmen,[26]) um uns seine Gedanken zu veranschaulichen! Allerdings werden die erfahrbaren Dinge in der Kritik der reinen Vernunft nur betrachtet im Gesichtspunkt der Wissenschaft, deren alleiniger Bezirk sie sind. Deshalb ist aber die Wissenschaft nicht die einzige geistige Form, in der wir uns jener bemächtigen: auch die Poesie wird aus ihrem Reiche von Kant nicht verbannt. Gerade die nur empirisch realen Gegenstände stehen dem Dichter unendlich viel näher, als es der Fall sein könnte, wenn sie absolut real wären. Ist jedes empirische Objekt erst das Produkt von stofflichen und von apriorisch begrifflichen Faktoren, so enthält es dem Menschen gegenüber zugleich sinnliche und geistige Elemente, die des Poeten gesamte Persönlichkeit mit des Magnetes Kraft an sich ziehen. Erfreuen wir uns nicht in Goethe des Dichters, dessen Werke eine in feste Realität tief eingesenkte Geistigkeit widerspiegeln?

Aber die nur empirische Realität der wahrnehmbaren Dinge hat für die Poesie eine noch grössere Bedeutung.

Die Grenze der Erfahrungswelt ist zugleich die Schranke der verstandesmässigen Erkenntnis, d. i. der Wissenschaft. Wohl giebt es jenseits jener Grenze weitere, andere Gebiete; sie sind jedoch dem Verstande und infolgedessen auch der Wissenschaft verschlossen; diese müssen hier ihre Fahnen senken. Nun hat aber unsere geistige Natur den Trieb, über die Schranken des Verstandes hinauszugehen und zu dem nach allen Seiten Bedingten der Erfahrungswelt ein Unbedingtes, zu dem nur Empirischen ein Absolutes zu suchen. Diese Triebkraft ist die Vernunft, und vermöge ihrer Begriffe, der Ideen, richtet sie sich auf die Dinge an sich. Die Gegenstände der Ideen sind nicht, wie die des Verstandes, gegeben, sondern sie sollen sein. Sie können nicht der Erfahrungswelt angehören, wohl aber bestimmen sie unser Thun als Ziele, denen die Vernunft zustrebt, wenn sie

26) S. diese Abhandlung S. 25 u. 26.

auch nie erreicht werden können, und sie sind dabei ebensowenig Wahngebilde, wie die empirischen Erscheinungen, weil sie beide mit Notwendigkeit aus der Natur des Menschengeistes entspringen.

Kants Ideenlehre kann demnach betrachtet werden als das aus folgerichtigem Denken sich ergebende Korrelat seiner Aufstellung der empirischen Realität der wahrnehmbaren Dinge. Es ist ihm nicht gerade unbehaglich in dem „fruchtbaren Bathos der Erfahrung,“[27]) und nur Verständnislosigkeit gegenüber seiner Weltbetrachtung oder der Wunsch, eigenen Ansichten durch die Autorität eines grossen Denkers Gewicht zu verleihen, können in ihm einen Pessimisten Schopenhauerscher oder v. Hartmannscher Art erblicken. Dennoch wurzelt die Überzeugung von der blossen Relativität aller irdischen Werte in der Tiefe seines Geistes, und Paulsen bezeichnet zutreffend als die Seele seiner Philosophie den „Trieb zur Transscendenz,“[28]) d. i. das Hinausstreben über die Welt der Erfahrung. Dieser Trieb aber ist wenig dazu angethan, „dem Genius der Dichtkunst die Flügel abzuschneiden.“ Es leuchtet jetzt vielmehr ein, wie sehr gerade eine solche Philosophie ihn anspornt zum Höhenfluge über die wandelbaren Erscheinungen hinaus in jene Bezirke, die mit den Dingen an sich die ewigen Werte bergen, und wenn vorher festgestellt werden konnte, dass die Kantische Lehre der Goethischen Poesie nicht widerstreitet, so ergiebt sich jetzt, dass sie der Ideendichtung Schillers nicht nur nicht widerstreitet, sondern im hehrsten Einklang mit ihr steht.

IV.

Tiefgehend ist denn auch des Philosophen Wirkung auf Schiller. An der Sonne Kantischer Gedanken reift seine Individualität heran zu ihrer Segensfülle für die Nation. Macht der Philosoph in ihm sich frei zu selbständigem Schaffen, so wird der Dichter dadurch so wenig gebunden, dass er vielmehr erst jetzt seine Höhe erreicht. In herrlichen gedankenlyrischen Gedichten ist er der Kündiger von Ideen, die, geboren aus eigenem

---

27) Prolegomena, IV, 121.

28) Friedrich Paulsen, Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. 2⁰ und 3⁰, 1899, S. 249.

und aus Kantischem Geiste, durchglüht sind von des Dichters individuellster Empfindung: vor allem wird er zum Herolde der von Kant gelehrten Freiheit, die seine späteren Dramen durchleuchtet[1]). Ferner wissen wir seit Vorländers eindringenden Studien, dass auch Goethe mit einzelnen Werken Kants sich eifrig beschäftigte und manchen Gedanken des Philosophen in seiner Weise litterarisch verarbeitete[2]). Nach Hermann Cohen hat „der edle Dichter des „Prinzen von Homburg“ gleichfalls dem Studium Kants obgelegen; er will es unerwogen lassen, „wie weit dieser unser grössester Dramatiker nach Schiller auch für die Analyse der Motive durch den Geist der Kritik gefördert wurde.“ Ferner glaubt Cohen von Chamisso, dass er nicht minder als Dichter denn als Naturforscher durch Kant angezogen worden sei[3]). Beweisen nicht auch diese Thatsachen die Verständnislosigkeit, mit der Schlosser den Philosophen beurteilte?

Kant erscheint jedoch der Poesie gegenüber nicht nur als der Gebende. Selbst in der Kritik der reinen Vernunft fehlt es nicht ganz an citierten Dichterstellen oder an einem Hinweise auf solche: auch des grossen Denkers Seele ist dem Zauber der Poesie zugänglich.

Rousseaus ästhetisches Empfinden gegenüber der Natur macht tiefen Eindruck auf Kant; auch die Beurteilung, welche die socialen Verhältnisse der Menschheit durch den Genfer Philosophen erfahren, lassen Spuren in seiner Denkweise zurück; aber er wird von dem seltsamen Manne doch ebenso abgestossen wie angezogen. So tritt er aufs entschiedenste der Ansicht Rousseaus entgegen, dass an dem socialen Unglück Kunst und

---

1) Die durch Kant bewirkte Wandlung in Schillers Freiheitsbegriff, wie sie auch in den Dramen hervortritt, wird gebührend beleuchtet von Rudolf Lehmann, Der deutsche Unterricht, Berlin, 1897, S. 320 ff.

2) K. Vorländer, Goethes Verhältnis zu Kant, in Vaihingers Kantstudien I, S. 60 ff., 315 ff., II, S. 161 ff., III. S. 311 ff., ferner im Goethe-Jahrbuch von 1898, S. 167 ff. — Vorländer hat auch „Schillers Verhältnis zu Kant“ eingehend untersucht in den Philosophischen Monatsheften XXX, 225 ff., 371 ff., 504 ff.

3) Hermann Cohen, Von Kants Einfluss auf die deutsche Kultur. Rede bei der Marburger Universitäts-Feier, 17. März 1883, Berlin 1883, S. 18.

Wissenschaft schuld seien[4]). Wie er schon jene Poesie, in deren Gewand die ältesten Philosophen ihre Lehren kleideten, als „einen sehr grossen Schwung des menschlichen Genies" bezeichnete[5]), so bleibt ihm die Kunst allezeit eine Zierde der Menschheit[6]). Im Dichtungsvermögen sieht er „die Ursache alles unsers Wohlbefindens"; die „Fähigkeit des menschlichen Gemüts, mit der Schöpfung idealer Welten beschäftigt zu sein", betrachtet er als den „Quell aller Glückseligkeit", freilich auch als den aller Übel, da die meisten Übel Erzeugnisse der Einbildungskraft seien[7]). Die schönen Künste sind ihm nicht „bloss Unterhaltungen, um die Langeweile zu vertreiben, sondern sie bilden das menschliche Gemüt aus, indem sie den Witz in Thätigkeit setzen, der nicht ohne Verstand Einheit haben kann"[8]). Ein gutes Gedicht ist auch für ihn „das eindringendste Mittel der Belebung des Gemüts"[9]), denn „alles, was unsere Lebenskraft in Thätigkeit setzt, uns belustigt und unser Gemüt in ein leichtes und freies Spiel versetzt, lässt uns unsere ganze Kraft fühlen"[10]). Enthalten die letzten Sätze nicht einige von den Gedanken Schillers, wenn er z. B. in seinen Aufsätzen über die tragische Kunst oder im zweiundzwanzigsten seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung", die übrigens Kants ausdrücklichen Beifall finden[11]), die Wirkungen der Kunst eingehend analysiert?

Aber er würdigt die Kunst nicht nur als freies Spiel. Dass der Philosoph sie als „Befreierin des menschlichen

---

4) S. Konrad Dieterich, Kant und Rousseau, Tübingen, 1878.

5) Menschenkunde, S. 151.

6) „Alle Kultur und Kunst, welche die Menschheit ziert", heisst es in Kants Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (IV, 148).

7) Menschenkunde, S. 148.

8) ibid. S. 150.

9) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, VII, 567. — Vergl. damit Kants Erklärung: „Ich muss gestehen, dass ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat" (Kritik der Urteilskraft, V, 338), ferner: „Ein Mensch von einer ruhigen und eigennützigen Emsigkeit hat, so zu reden, gar nicht die Organe, um den edlen Zug in einem Gedichte oder in einer Heldentugend zu empfinden". (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, II, 247.)

10) Menschenkunde, S. 149.

11) Brief an Schiller, 30. März 1795 (VIII, 798).

Gemüts von den dunkeln Mächten der Leidenschaft nicht gekannt“ habe, wie Ludwig Friedländer behauptet,[12]) wird durch den Philosophen selbst widerlegt. In den Vorlesungen über die Metaphysik heisst es; „Artes ingenuae und liberales sind, die uns von den Begierden des Genusses zu den Begierden der Anschauung bringen, die den Menschen von der Knechtschaft der Sinne frei machen“[13]). Die „Menschenkunde“ enthält die Stelle: „Das Vergnügen, das wir an einem Gedicht haben, verdrängt je mehr und mehr in uns den nachteiligen Hang, den wir an Befriedigung sinnlicher Begierden finden“[14]). Ebendaselbst lesen wir: „Die schönen Künste, die Dichtkunst, die Malerei sind alles Hilfsmittel wider den idealen Schmerz“, und wenn der Philosoph fortfährt: „Ein Mensch, der völlig gesund am Geiste wäre, würde die schönen Künste nicht achten“[15]), so kann dieser tiefe, wenn auch zu sehr zugespitzt ausgedrückte Gedanke nur denjenigen überraschen, der sich eben nicht zum Bewusstsein gebracht hat, wie sehr wir nach der Kunst lechzen, um uns von allen den Geist einengenden und ihn krank machenden Fesseln des Irdischen, vor allem von der Leidenschaft, zu befreien. Allerdings ist in diesem Satze Kants eine Schranke seines persönlichen Kunstbedürfnisses gekennzeichnet. Wenn auch ihm nichts Menschliches fremd, wenn auch er nicht als sittlich Freier geboren war, so hatte er sich doch vermöge seiner moralischen Energie zur Freiheit bis zu einem Grade emporgeläutert, der nur von wenigen Sterblichen erreicht wird, und sicherlich ist er „gesund am Geiste“, soweit dieses bei einem Menschen der Fall sein kann. Bedurfte er also auf der Höhe seiner Entwicklung persönlich der Kunst in demselben Masse weniger, als er absoluter Geistesgesundheit näher war, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dass er ihre befreiende Kraft früher selbst erfahren hatte und sein Leben hindurch zu würdigen wusste.

So erklärt es sich auch, dass ihn, wenn man sich nur nicht ausschliesslich an seine beiden ersten Kritiken hält, sondern sein gesamtes Schaffen ins Auge fasst, die Kunst, und vor allem die Poesie, durchaus nicht selten

12) a. a. O.
13) S. 188. — 14) S. 288. — 15) S. 255.

beschäftigt. Der Philosoph ergeht sich über die Notwendigkeit des Kontrastes und der Steigerung der Eindrücke in Dichtungen[16]); er spricht über ein Gesetz der bei häufigem Theaterbesuch in früheren Jahren genossenen Schauspielkunst[17]), ja, er verschmäht es nicht, Vers, Silbenmass und Reim in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen.[18]) Öfters tritt er auch als Kritiker auf. Da erfahren denn seine vorher wiedergegebenen Bekenntnisse über die Wirkungen der Kunst begreiflicherweise bisweilen Einschränkungen. Volles Einverständnis mit dem Verfasser des „Laokoon" verrät er, wenn er an Brockes' „irdischem Vergnügen in Gott" das Tote der Naturmalerei tadelt[19]). Vor allem aber übt er an gewissen Erscheinungsformen des Romans und des Trauerspiels eine strenge Kritik. Weinerliche, schmelzende Sympathie ist ihm in beiden zuwider, weil sie das Herz welk mache und den Menschen entnerve. An Romanen tadelt er insbesondere, dass sie vergesslich, zerstreut, „die Zerstreuung habituell" machen, eitle Sehnsucht erregen und Phantastik bewirken[20]). Man muss zugeben, dass der Philosoph nicht unrecht hat, wenn man sich die Litteraturerzeugnisse, hauptsächlich die deutschen, gerade jener Zeit vergegenwärtigt, in der er, noch nicht ausschliesslich dem Lebenswerke des Begründens und Ausbauens seines kritischen Systems hin-

---

16) Menschenkunde, S. 83.

17) ibid. S. 304. — „Auch das Theater besuchte Kant in früheren Jahren oft; er hat also Ackermann in seiner besten Zeit gesehen, der mit seiner Truppe von 1753 an zuerst im altstädtischen Junkerhof, dann von 1755 in dem von ihm erbauten Schauspielhause französische klassische Schauspiele, burleske Nachspiele, Ballette und Operetten gab, doch auch schon 1755 (früher als irgendwo) „Miss Sara Sampson". (Friedländer a. a. O. nach E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preussen, S. 222 ff.)

18) Menschenkunde, S. 159, 160.

19) ibid. S. 158.

20) Stellen, an denen Kant das Schauspiel und den Roman berührt oder eingehend bespricht, finden sich in seinen Schriften sehr häufig, z B. Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, II, 234; Kritik der Urteilskraft, V, 281 ff., Anthropologie in pragm. Hinsicht, VII. 477, 488, 500, 525, 584; über Pädagogik, herausgegeben von Rink, VIII, 488; Fragmente aus dem Nachlasse, VIII, 612; Menschenkunde, S. 7, 79, 97, 146, 267, 275, 296.

gegeben, poetischen Eindrücken mit frischer Empfänglichkeit zugänglich war.

Vielleicht enthalten die mitgeteilten Urteile über Romane auch den Schlüssel zum Verständnisse der Haltung, die er Goethe gegenüber einnimmt. Otto Schöndörffer vermutet nicht ohne Grund, dass Kant Werther gelesen habe[21]). Wie Rousseaus Naturschilderungen ihn fesseln, so hat er wohl nach dieser Seite Goethes Werk gleichfalls gewürdigt, während er durch die weichliche Sentimentalität der Dichtung abgestossen sein dürfte. Eine solche Wirkung musste auch die Regellosigkeit des Götz oder der Räuber Schillers auf ihn ausüben, wenn er diese Stücke gekannt hat, wofür sich ein zwingender Beweis aus seinen eigenen Schriften allerdings nicht beibringen lässt, so dass die Behauptung Hasses, Goethe und Schiller hätten zu seinen Lieblingen gehört, als eine zu sehr in der Luft schwebende betrachtet werden muss[22]). Die Annahme jedoch, dass er wenigstens die genannten Stücke gelesen habe, dürfte nicht ganz unbegründet sein. Es ist eine interessante Stelle, an der er Shakespeare bespricht. Bekanntlich lässt er auf der Höhe philosophischer Spekulation das Genie nur als Grundkraft des künstlerischen, nicht des wissenschaftlichen Schaffens gelten, obgleich er früher Pythagoras als einen Mann von „seltsamem Genie", Aristoteles, Sokrates als „grosse Genies" und auch Leibniz als „eines der vorzüglichsten Genies" bezeichnet[23]). Shakespeare ist ihm also auch nach seiner späteren Theorie ein Genie. Er muss doch einige Stücke von ihm gelesen haben, denn ein Kant würde sich nicht auf blosses Hörensagen folgendermassen über ihn auslassen: „Er hat seine theatralischen Stücke so abgefasst, dass sie allen Regeln Trotz bieten. Er hat weder die Einheit des Orts noch der Personen beobachtet, nicht aus Unwissenheit, sondern weil seine Einbildungskraft einen weiten Spielraum haben musste und sich nicht ein-

---

21) Otto Schöndörffer, Kants Briefwechsel (Altpreuss. Monatsschrift, 1900, S. 455).

22) Joh. Gottfr. Hasse, Letzte Äusserungen Kants von einem seiner Tischgenossen, Königsberg, 1804, S. 32.

23) Pythagoras in den Vorlesungen über die Metaphysik (a. a. O.) S. 11, Aristoteles, Sokrates, Leibniz in der „Menschenkunde" a. a. O. S. 236, 245. S. Schöndörffers vortreffliche Rede: Kants Definition vom Genie (Altpr. Monatsschrift, 1893, S. 213—228).

kerkern liess. Ob es aber rühmlich, ihn nachzuahmen, oder ob dieses ein Fehler sei, ist eine andere Frage; denn man kann nicht behaupten, dass die Regellosigkeit hier eine gute Seite des Genies sei, nein, es war ein Fehler; aber die Fruchtbarkeit des Genies ersetzt ihn wieder. So viel ist gewiss, dass der Zwang der Regeln bei vorzüglichen Erzeugnissen des Genies aufhört; denn das Genie ist der Meister der Regeln und nicht ihr Sklave"[24]). Die Worte: „Ob es aber rühmlich, ihn nachzuahmen, oder ob dieses ein Fehler sei, u. s. w."[25]) machen es zum mindesten wahrscheinlich, dass der Philosoph Dichtungen kannte, die er als Nachahmungen Shakespeares betrachtete, wie den Götz oder die Räuber. Dass sie nicht seinen Beifall fanden, ist bei ihm noch weniger überraschend als bei Lessing, der bekanntlich die Erzeugnisse von Goethes Sturm und Drang mit sehr gemischten Empfindungen aufnahm. Wenn dem aber so ist, erklärt es sich auch, dass Kant die späteren Dichtungen Goethes und Schillers nicht mehr beachtete. Er steckte sich für sein Philosophieren ununterbrochen weitere Ziele, die ihn mehr und mehr ausschliesslich in Anspruch nahmen, und wenn er Herder, wie Borowski berichtet, nicht mehr las, nachdem er an dessen „Ideen" keinen Geschmack gefunden hatte[26]), so mochte er später in Mussestunden auch nicht zu Dichtern greifen, von denen er unangenehme Eindrücke empfangen hatte. Schiller würdigt er daher nur als philosophischen Schrift-

---

24) Menschenkunde, S. 234. In „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft" spricht Kant von einer „Art Wahnsinn, in welchem wohl gar auch Methode sein kann" (VI, 273). Sollte dieser Ausdruck nicht auf das bekannte Wort des Polonius in „Hamlet" (II, 2) zurückzuführen sein? In der Anthropologie in pragm. Hinsicht erwähnt Kant als arglosen Lügner den „Ritter John Fallstaff beim Shakespeare, der aus zwei Männern in Frieskleidern fünf Personen machte, ehe er seine Erzählung endigte" (VII, 495). Shakespeares Werke im allgemeinen werden auch in der „Menschenkunde" (S. 7) erwähnt.

25) Vergl. damit aus der Kritik der Urteilskraft: „Da nun die Originalität des Talents ein (aber nicht das einzige) wesentliches Stück vom Charakter des Genies ausmacht, so glauben seichte Köpfe, dass sie nicht besser zeigen können, sie wären aufblühende Genies, als wenn sie sich vom Schulzwange aller Regeln lossagen und glauben, man paradiere besser auf einem kollerichten Pferde als auf einem Schulpferde" (V, 320).

26) Ludwig Ernst Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants, Königsberg, 1804, S. 169.

steller[27]), und nach Goethes Namen sucht man bei ihm vergeblich: die ausgereiften Werke der beiden grössten Dichter der Nation bleiben unserm grössten Denker unbekannt.

Es giebt jedoch ausser den bereits angedeuteten eine grosse Zahl deutscher Dichtungen des achtzehnten Jahrhunderts, die sich bei ihm selbst oder bei seinen Biographen als zweifellos von ihm gelesen erwähnt finden. Humor, anmutiger, aber auch derber Witz, natürliche Zierlichkeit, ferner Lehrhaftigkeit, wofern sie nicht aufdringlich ist, Ernst und Erhabenheit ohne Pathos und Sentimentalität, Phantasie ohne Phantastik; zu diesem allem eine gemessene und streng regelmässige Darstellung: das sind die wesentlichsten Eigenschaften poetischer Werke, die auch Kant anziehen. So schätzt er die Humoristen Liscow, Lichtenberg, Kästner[28]); ein von dem einstmals weit bekannten Hamburger Dichter Richey verfasstes scherzhaftes und langes Hochzeitscarmen macht ihm soviel Freude, dass er es bis in seine letzten Lebensjahre auswendig weiss und öfters seinen Tischgenossen vor-

27) In einer Anmerkung zu „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ geht er ein auf die „mit Meisterhand verfasste Abhandlung des „Herrn Professor Schiller“ über „Anmut und Würde“. Kant findet, dass sie „in den wichtigsten Principien einig“ seien, und wenn er auch dem Pflichtbegriffe keine Anmut beigesellen könne, so verstatte doch die Tugend auch nach seiner Ansicht „gar wohl die Begleitung der Grazien“ (VI, 117). Derselbe Gegenstand beschäftigt Kant an anderer Stelle. S. Rudolf Reicke, Lose Blätter aus Kants Nachlass, I. Heft, Königsberg 1889, S. 125 f. S. ferner den durch die auch von Fichte unterstützte (VIII, 780, 781) Aufforderung zu Beiträgen für die „Horen“ veranlassten Brief Kants an Schiller vom 30. März 1795 (VIII, 798).

28) „Der Spötter Liscow“ (Träume eines Geistersehers, II, 368). Lichtenberg wird neben Swift als Original in der Satire bezeichnet (Menschenkunde, S. 236) und in einem Briefe Kants an ihn dem „Liebling der Musen“ Fontenelle zur Seite gestellt. Siehe auch Rudolf Reicke, Kantiana, Königsberg, 1860, S. 14 und über Kants Verhältnis zu Liscow und Lichtenberg Borowski a. a. O. S. 167 f. — Ein Scherzwort von „einem witzigen deutschen Philosophen und Dichter“ wird citiert in der Anthropologie in pragm. Hinsicht (VII, 529), ebenso unter Nennung des Autors in der „Menschenkunde“ S. 130. Es ist Kästner. Ferner findet sich ein Vers von Kästner in der „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie“ (VI, 493). Auch in Reickes „Losen Blättern aus Kants Nachlass“, I. Heft, S. 148, findet sich eine Stelle, aus der hervorgeht, dass Kant Kästner gelesen hat.

trägt[29]). Zu diesen gehört bekanntlich auch v. Hippel, und dem Philosophen sind seines Freundes Dichtungen, unter denen das Lustspiel „Der Mann nach der Uhr" durch ein Erlebnis Kants veranlasst worden ist, nicht unbekannt[30]). Gellert geniesst als Fabeldichter seine Achtung[31]), und eine Fabel von Voss ist ihm „allein eine Hekatombe wert"[32]). Ferner erfreuen sich Hagedorn und Bürger seiner Schätzung[33]). Er lobt ein ihm, wie es scheint, in einer Übersetzung vorliegendes Gedicht des „grossen Königs"[34]); auch die poetischen Aphorismen Bouterwecks sagen ihm offenbar zu[35]). Es sind natürlich nicht nur die Litteratursterne dritter und vierter Grösse, die seine Aufmerksamkeit erregen. Dass er Klopstocks Messias nicht so hoch bewertet als Miltons „verlorenes Paradies", zeugt kaum von unzulänglichem Urteil in poetischen Dingen[36]). Weniger einwandfrei ist

---

29) S. Hasse, a. a. O. S. 34 (H. schreibt falsch Richau); Reicke, Kantiana, S. 6. Das Gedicht (26 achtzeilige Strophen enthaltend) ist abgedruckt in den „Neuen Preuss. Provinzialblättern" von 1848, S. 2–8.

30) Kants Freund Green war noch pünktlicher als der ausserordentlich pünktliche Philosoph. Einstmals verspätete sich Kant dennoch zu einer verabredeten Spazierfahrt um wenige Minuten; Green fuhr ab und liess den Wagen auch nicht halten, als er sogleich darauf dem der Wohnung des Freundes zueilenden Philosophen begegnete. Über Kant und Hippels Romane siehe die Erklärung Kants über den ihm „zugeschriebenen Anteil an den Schriften Theodor Gottlieb von Hippels". VIII, 596 f.

31) Gellerts Fabel „Hans Nord" ist erwähnt in der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (I, 223).

32) „Der Kauz und der Adler". S. Kant: Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton" u. s. w. VI, 471.

33) S. Jachmann, a. a. O. S. 18.

34) Kritik der Urteilskraft V, 326.

35) Eine gereimte Sentenz Bouterwecks findet sich citiert „Zum ewigen Frieden" (VI, 433) und in Reickes „Losen Blättern aus Kants Nachlass" II. Heft, S. 304.

36) S. Borowski a. a. O. S. 167–169. Die „epischen Gedichte" Klopstocks werden als „ins Edle fallend" gekennzeichnet in den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, II, 237. Kant scheint Klopstock nur als „Epiker" zu kennen. — Häufiger spricht der Philosoph von Milton: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und des Erhabenen, II, 230, 237; Menschenkunde, S. 159; ebendaselbst (S. 237) wird gesagt, dass die Eigenschaften des Genies bei Milton und Shakespeare „vorzüglich anzutreffen" seien. Eine Stelle aus dem „Verlorenen Paradies" findet sich citiert in Kants Brief an Schiller, VIII, 799, Miltons „Limbus der Eitelkeit" ist erwähnt in dem „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes", II, 191

das, was er über Lessing als Dichter sagt: Er habe in allen seinen Schriften den Fehler, in den Teilen unterhaltend zu sein, und im ganzen wisse man nicht, was er haben will; man finde dieses in Nathan dem Weisen, und alle seine Schauspiele missfielen, weil sie kein Ganzes ausmachten[37]). Ebensowenig stichhaltig ist sein Urteil über Wieland, dessen Oberon ihm nicht zusagt, den er aber auf Grund seiner früheren Werke als den grössten deutschen Dichter betrachtet und neben Homer stellt[38]). Lessings Behauptung, dass, wer Kunstphilosoph ist, deshalb noch nicht immer Kunstrichter sei, bestätigt sich im ganzen auch an Kant[39]). Auf unerschütterlich fester Grundlage errichtet er das philosophische Lehrgebäude der Ästhetik; er ist aber oft unsicher, wenn er es mit empirischen Erscheinungen der Kunst zu thun hat. Das zeigt sich hin und wieder auch bei seiner Erörterung

---

und in den „Träumen eines Geistersehers“ II, 377, seine Darstellung der Gestalt „des personifizierten Todes“ in der Anthropologie in pragm. Hinsicht, VII, 560. In dem zuletzt genannten Werke (VII, 631) findet sich auch ein Citat, das den Charakter Miltons nach der rein menschlichen Seite schön beleuchtet.

37) Menschenkunde, S. 38. Sonderbar ist auch die Ansicht Kants, dass Lessings Nathan „der zweite Teil der Juden“ sei, wie Hamann an Herder schreibt (s. Hamanns Schriften, herausgegeben von Roth, V, S. 247, 251). Wie Hamann Kant öfters missverstanden hat, so scheint mir auch hier ein Irrtum nicht ausgeschlossen zu sein. Was H. bei dieser Gelegenheit über Kants Stellung den Juden gegenüber im allgemeinen sagt, dürfte nach dem Inhalt der nicht ganz geringen Zahl von Stellen in Kants Gesamtschriften, an denen er sich mit jenen beschäftigt, etwas übertrieben sein. — Soweit es sich um Lessing nicht als Dichter handelt, ist Kants Verhältnis zu ihm am eingehendsten behandelt worden von Emil Arnoldt: Einige Notizen zur Beurteilung von Kants Verhältnis zu Lessing (Altpreuss. Monatsschrift, 1889, S. 385—460). S. ferner Kuno Fischer, a. a. O. V, 375—377.

38) Wieland wird neben Homer gestellt in der Kritik der Urteilskraft, V, 319, Peregrinus Proteus erwähnt im „Streit der Fakultäten“ VII, 366. — Kant „konnte an Oberon nicht den Geschmack finden, als an den Göttergesprächen und anderen Werken Wielands, den er übrigens als den grössten deutschen Dichter zu rühmen pflegte“ (Jachmann, a. a O. S. 106). S. auch Borowski, a. a. O. S. 167—169. Von „unnachahmlichen Schriften“ Wielands spricht Kant in einem Briefe an dessen Schwiegersohn Reinhold (VIII, 740; vergl. ibid. S. 742, 749).

39) Vorrede zum Laokoon. Die Unsicherheit von Kants Kunstkritik tritt wohl am meisten hervor in seiner empfehlenden Erwähnung von Blumauers Äneide (Anthropologie in pragm. Hinsicht, VII, 476).

einzelner technischer Fragen der Poesie. Wahre Dichter werden ihm z. B. schwerlich beistimmen, wenn er bei der Behandlung der ästhetischen Attribute die Wendung eines von ihm nicht genannten Poeten lobt: „Die Sonne quoll hervor, wie Ruh' aus Tugend quillt“[40]). Es ist ja verständlich, dass dem abstrakten und zugleich lebhaften Denker auch eine blosse Vorstellung als Mittel der Vertiefung eines Eindrucks zweckdienlich erscheint. Dichter im allgemeinen werden es jedoch vorziehen, die hervorquellende Sonne entweder durch sich allein wirken zu lassen, oder, wenn die physische Thatsache noch weiter veranschaulicht werden soll, zu einem sinnfälligen Mittel zu greifen.

Beweisen aber nicht auch derartige Irrtümer, wie eingehend Kant sich mit der Poesie beschäftigt, und ein wie wichtiges Anliegen sie ihm ist? Freilich dürfen ihre Musen ihn nicht leiten, aber ihre Begleitung lehnt auch er nicht ab. Das zeigt sich vor allem an seinem Verhältnisse zu Haller, der unter den deutschen Dichtern sein ausgesprochener Liebling ist. Schon in der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ wird er als der „erhabenste unter den deutschen Dichtern“ bezeichnet und dreimal citiert. Ebenso finden sich in anderen Schriften Stellen aus ihm oder Hinweise auf ihn, und er ist der einzige deutsche Poet, der auch in der Kritik der reinen Vernunft einer Erwähnung gewürdigt wird.[41])

Wie Kants Geist die wesentlichsten Erscheinungen der philosophischen Weltlitteratur umfasst, so ist auch sein Interesse an der Poesie nicht auf die deutsche Dichtung beschränkt. Dass er Shakespeare und Milton kennt und besonders den letzteren zu würdigen vermag, wurde bereits erwähnt. Am meisten fesselt ihn unter den englischen Dichtern Pope, dessen Schwung ihn

40) Kritik der Urteilskraft. V, 326.

41) Allgem. Naturgesch. u. s. w. I, 297, 304, 343; Sendschreiben an die — — Frau Rittmeisterin v. Funk, II, 48; Beobachtungen über d. Gefühl d. Schön. u. Erhab. II. 232; Religion innerh. d. Grenz. d. bloss. Vern. VI, 159; Ende aller Dinge, VI, 359; Metaphys. der Sitten, VII, 201, 257, 270; Pölitz, Immanuel Kants Vorl. über die philosophische Religionslehre, 2⁰, Leipzig 1830, S. 70; Menschenkunde, S. 61, 159; Kr. d. r. Vern., S. 417. — S. ferner Reickes Kantiana, S. 17, Borowski a. a. O. S. 167 bis 169, Hasse, a. a. O. S. 32.

ebenso erwärmt wie Hallers Poesie;[42]) dagegen lassen Youngs Nachtgedanken ihn kalt, weil dessen Erhabenheit zu einförmig sei.[43]) Swift schätzt er als Humoristen sehr hoch,[44]) wie er auch an Butlers Hudibras grosse Freude hat.[45]) Von andern Engländern citiert oder erwähnt er mit Achtung Addison, Richardson, Fielding, Johnson, Sterne.[46]) Selbstverständlich ist ihm auch der Robinson nicht unbekannt.[47]) Unter den Franzosen steht Rousseau ihm am nächsten;[48]) dann beschäftigt ihn am meisten Voltaire, wenn er auch behauptet, dass dessen Witz öfters das Produkt saurer Gedankenarbeit sei.[49]) Ferner finden sich erwähnt die französischen

---

42) Allgem. Naturg. u. Theorie d. Himmels, I, 234, 245, 301, 329, 338, 343; Sendschr. an Frau v. Funk, II, 50; einz. mögl. Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes, II, 180; Anthrop. i. pr. Hins., VII, 588, 595; Fragm. aus dem Nachlasse, VIII, 630; Borowski, a. a. O. S. 167—169.

43) Beobacht. über das Gefühl des Schönen und Erhab., II, 233; Anthropologie i. pr. Hins. VII, 540; Menschenkunde S. 305; Borowski, a. a. O., S. 167—169.

44) Versuch über die Krankheiten des Kopfes, II, 225; über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, VI, 346; zum ewigen Frieden, VI, 419; Anthrop. i. pr. Hins., VII, 464, 464, 540; Brief an Moses Mendelssohn, VIII, 683; Menschenkunde, S. 132, 236; Reickes Kantiana, S. 14.

45) Träume eines Geistersehers, II, 356; Anthrop. i. pr. Hins., VII, 540, 554; Brief an Kiesewetter, VIII, 813; Menschenkunde, S. 132; Reickes Kantiana, S. 14.

46) Addison: Allgem. Naturg. und Theorie des Himmels, I, 304; Anthrop. i. pr. Hins., VII, 450, 488? — Richardson: Beobacht. über d. Gefühl d. Schönen u. d. Erhab., II, 247; Anthrop, i. pr. Hins., VII, 433, VII, 476; Fragm. aus dem Nachlasse, VIII, 611. — Fielding: ibid. S. 476, 477; Menschenkunde, S. 258. — Johnson: Anthrop. i. pr. Hins., S. 540. — Sterne: ibid. S. 520, 554; Pädagogik, VIII, 484. — Ein kurzer Hinweis auf Kants Lektüre englischer Romane findet sich bei Rink, Ansichten aus Immanuel Kants Leben, Königsb., 1805, S. 46.

47) Beobacht. über d. Gefühl d. Schönen u. Erhab., II, 247.

48) Über den Abenteurer Jan Pawlikowicz Zdomocyrskich Komarnicki, II, 209; Versuch über die Krankheiten des Kopfes, II, 221; Beobacht. über d. Gefühl d. Schönen u. Erhabenen, II, 271; Idee zu einer allg. Gesch. in weltbürgerl. Absicht, IV, 152; mutmassl. Anfang der Menschengesch., IV, 322; Anthrop. i. pr. Hins., VII, 641; Pädagogik, VIII, 484; Fragm. aus d. Nachlasse, VIII, 612, 613, 614, 618, 624, 630; Menschenkunde, S. 175.

49) Das wiedergegebene Urteil findet sich in der „Menschenkunde,“ S. 132. — S. ferner: Einz. mögl. Beweisgrund, II, 174; Träume eines Geistersehers, II, 381; von den verschiedenen Racen

Dichter Rabelais, Molière, Fontenelle.[50]) Von spanischen Poeten nennt er nur Cervantes,[51]) von italienischen nur Ariost.[52]) Nicht viel reichlicher sind seine Hinweise auf die griechische Dichtkunst. Dieses erklärt sich leicht aus der Thatsache, dass, wie in den meisten höheren Lehranstalten, so auch in dem Friedrichs-Kollegium, dem Kant seine Vorbildung zur Universität verdankt, das Griechische damals fast ausschliesslich in den Dienst des Religionsunterrichts gestellt wurde, sodass die Welt Homers oder der Tragiker den Zöglingen verschlossen bleiben musste.[53]) Der Philosoph hat aber diese Lücke seiner Schulbildung später wenigstens teilweise ausgefüllt, wenn er dabei auch kaum aus den Quellen geschöpft haben dürfte. Fr spricht vom „Fatum der alten philosophierenden Dichter",[54]) erzählt eine Anekdote von dem Lyriker Simonides[55]) und beschäftigt sich öfters mit Homer, in dessen Würdigung er, wie bekanntlich in den ersten beiden Dritteln des achtzehnten Jahrhunderts sogar die meisten Litteraturhistoriker vom Fach, Unsicherheit verrät.[56]) Ausgebreitet dagegen, eindringend und allezeit zu augenblicklichem Gebrauche dem Gedächtnisse gegenwärtig ist seine Kenntnis der römischen

---

der Menschen, II, 448; Kr der Urteilskraft, V, 345; Anthrop. i. pr. Hinsicht, VII, 633; Reickes Lose Blätter, II. Heft, S. 281.

50) Rabelais: Menschenkunde, S. 127. — Molière: Anthrop. i. pr. Hins., VII, 433; — Fontenelle: Ob die Erde veralte? I, 189; Kritik d. prakt. Vernunft, V, 81; Brief an Lichtenberg, VIII, 794.

51) Fragm. aus d. Nachlasse, VIII, 612. — Reickes Kantiana S. 14.

52) Träume eines Geistersehers, II, 368; Anthrop. i. pr. Hins., VII, 496.

53) S. G. Zippel, Gesch. d. Königl. Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg Pr., u. Arthur Ludwich, Kants Stellung zum Griechentum (Verzeichn. der auf der Königl. Albertus-Universität zu K. — zu haltenden Vorlesungen, Königsbg. 1899).

54) Metaphys. der Sitten, VII, 302.

55) Beobacht. über d. Gefühl d. Schönen u. Erhab., II, 265.

56) „Ein jeder hat Geschmack am Homer, Cicero, Virgil" (Vorles. über d. Metaphys., S. 177); der Held des Homer (Achill) wird als „schrecklich erhaben", der des Virgil als „edel" gekennzeichnet (Beobacht. über d. Gefühl d. Schönen u. Erh., II, 234); nach Kant „fallen" die Werke Homers „ins Abenteuerliche" (ibid. 237); in der Kr. der Urteilskr. wird Homer als Beispiel eines genialen Künstlers zusammen mit — — Wieland genannt. Homer ist ferner erwähnt in der Anthrop. i. pr. Hins. VII, 507, ibid. S. 560 Thersites, seine Schilderung von dem Gürtel der Venus in den Beobacht. über d. G. d. Sch. u. Erh., II, 230.

Poesie. Für den lateinischen Unterricht hatte eine überaus grosse Stundenzahl zur Verfügung gestanden. In den obersten Klassen des Friedrichs-Kollegiums war er vortrefflich erteilt worden von Heydenreich, der auch zu fruchtbaren Privatstudien anzuregen verstand. So hatte es Kant bereits auf der Schule zusammen mit zwei Kameraden, von denen der eine der berühmt gewordene Philologe Ruhnken ist, zu einer über das damals schon an sich nicht geringe Durchschnittsmass weit hinausgehenden Vertrautheit auch mit den lateinischen Dichtern gebracht. Es ist wohl nicht nur die Sitte der Gelehrten jener Zeit, sondern auch Freude an der Gedankenprägnanz und an dem poetischen Gehalt römischer Dichtung, woraus sich die grosse Zahl der lateinischen Citate bei dem Philosophen erklärt. Von blinder Bewunderung des Altertums ist er weit entfernt. Die Alten sind ihm nicht „Schatzmeister der Erkenntnisse und Wissenschaften;“ man dürfe den relativen Wert ihrer Schriften nicht zu einem absoluten erheben.[57]) Gleichwohl „thun wir in allem demjenigen, was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, am besten, wenn wir uns durch die Muster der Alten leiten lassen; in der Bildhauerkunst, Baukunst, Poesie und der Beredsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher.“[58])

57) Logik, VIII, 80. Der nur relative Wert antiker Wissenschaft hindert Kant nicht daran, die Griechen wegen ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik als ein bewundernswürdiges Volk zu bezeichnen. (Kr. d. r. V. S. 15).

58) Fragm. aus dem Nachl. VIII, 632. Vergl. mit dem letzen Satze Schiller, Üb. naive und sentiment. Dichtung. An derselben Stelle sagt K.: „Unser Zeitalter ist das Jahrhundert der schönen Kleinigkeiten, Bagatellen oder erhabenen Chimären“. Leider ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt, wann die „Fragmente“ entstanden seien. Gehören sie einer späteren Schaffensperiode des Philosophen an, so beweisen sie, dass selbst ein Kant die Poesie Goethes und Schillers nicht ohne Nachteil für sich unbeachtet lässt, wofür freilich auch ein positiver Beleg in der Thatsache gegeben ist, dass er in der 1798 gedruckten Anthrop. i. pr. Hinsicht (VII, 642) behauptet, im „Fache des Witzes und des Künstlergeschmacks“ möchten die Deutschen es „vielleicht den Franzosen, Engländern und Italienern nicht gleich thun“. Indessen schon Kants Achtung vor seinen eigenen Leistungen hätte ihn in späterer Zeit daran verhindert, den citierten Satz der „Fragmente“ niederzuschreiben, sodass die Vermutung Schuberts, sie seien bald nach den „Beobachtungen über d. G. d.

Citate aus lateinischen Dichtern finden sich häufig in den kleineren Schriften; sie fehlen aber auch in den meisten Hauptwerken nicht, obgleich Kant weit davon entfernt ist, seine Schöpfungen dem Leser dadurch mehr zu empfehlen, dass er auf Gedankenharmonieen mit Dichtern hinwiese, was sich z. B. bei Schopenhauer öfters zeigt. In der Kritik der reinen Vernunft werden Virgil, Horaz, Ovid je einmal, Persius zweimal citiert.[59]) In seinen Gesamtschriften erscheint unter den römischen Dichtern als sein Liebling Horaz, von dem er etwa fünfundzwanzig verschiedene Stellen anführt. Nicht viel seltener citiert er Virgil, etwa achtmal Lucrez und Juvenal; demnächst finden sich am häufigsten Citate oder Erwähnungen von Stellen aus Persius, Ovid, Phädrus, Terenz. Auch Plautus und Martial scheint er gelesen zu haben.[60])

Sch. u. Erh.“ entstanden, als ziemlich begründet erscheint, zumal da sie zum grössten Teile in einem durchschossenen Handexemplar jener Schrift gefunden wurden. Vergl. Hartenstein, Vorrede zu Band VIII seiner Kantausgabe, S. X.

59) Virgil, Aen. II, 521, 522 (ungenau citiert), S. 524; Horaz, epist. II, 1, 87 (ungenau citiert), S. 26; Ovid, metam. XIII, 508 bis 510 (gekürzt) S. 6; Persius, IV, 52, S. 11; III, 78, 79, S. 562.

60) Bei dieser Abhandlung konnten philologische Interessen und Gesichtspunkte nicht in erster Linie bestimmend für mich sein. Wenn ich daher im folgenden Kantische Citate aus römischen Dichtern oder Hinweise auf solche nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Ort in den Schriften des Philosophen zusammenzustellen versuche, so darf ich wohl auf Nachsicht in den Fällen rechnen, in denen mir ein poetisches Sprüchlein entgangen sein sollte. Um Raum zu sparen, nenne ich nicht die Titel der Kantischen Schriften, die Citate enthalten, sondern ich verzeichne Band und Seitenzahl der Hartensteinschen Ausgabe.

Horaz.

1. ars poet. 191 — K. I, 104; 2. ars poet. 7–8 — K. II, 323, VII, 489; 3. epist. II, 2, 208–209 — K. II, 365; 4. epist. I, 2, 42—43 — K. IV, 5; 5. ars poet. 188 — K. IV, 25; 6. epist. I, 2, 40 — K. IV, 161; 7. sat. I, 1,19 — K. V, 5; 8. carm. III, 6, 46—48 — K. VI, 113; 9. satir. I, 3, 68 — K. VI, 126; 10. satir. I, 1, 69—70 — K. VI, 136; 11. carm. III, 2, 32 — K. VI, 364, dasselbe bei K. deutsch VII, 302; 12. sat. I, 1, 106 – K. VII, 207; 13. epist. I, 6, 15—16 — K. VII, 212, 240, Reicke, Lose Blätter, II, 344; 14. carm. III, 21, 11 — K. VII, 233, — (in der von K. gegebenen Fassung unrichtig, ebenso K. VII, 485); 15. sat. I, 1, 107 — K. VII, 239; 16. ars poet. 451 — K. VII, 244 (ungenau citiert); 17. epist. I, 1, 60 — K. VII, 297; 18. ars poet. 3—4 — K. VII, 318, 566; 19. sat. I, 1, 119 — K. VII, 485; 20. ars poet. 11 — K. VII, 538; 21. epist. I, 1, 14 — K. VII, 547; 22. sat. I, 4, 85 — K. VII, 618;

Bei diesem, im ganzen genommen, ziemlich regen Verkehre mit der Poetenwelt ist es nicht überraschend, dass Kant selbst dichterische Versuche gemacht hat.

---

23. epist. II, 2, 187 — K. VII, 642; 24. ars poet. 163 — K. VII, 649 und Reickes Lose Blätter, I, 151; 25. ars poet. 413 — K. VIII, 499; 26. carm. III, 3, 1 — K. VIII, 501. S. ausserdem Anm. 59 zu IV dieser Abhandl. Auch erinnere ich mich, den Horazischen Ausdruck „concordia discors" (epist. I, 12, 19) bei Kant gelesen zu haben; die Stelle seiner Schriften finde ich in meinen Kollektaneen jetzt leider nicht. — Die Lektüre des Horaz empfiehlt Kant VIII, 38.

Virgil.

1. Aen. II, 291—292 — K. I, 100; 2. Aen. V, 446—449 — K. I, 109; 3. Aen. VI, 268—269 — K. II, 337; 4. Aen. VI, 266 — K. II, 361; 5. eclog. III, 65 — K. II, 367; 6. Aen. II, 793—794 — K. II, 375; 7. georg. IV, 168 — K. IV, 12; 8. Aen. VIII, 560 — K. V, 184; 9. Aen. I, 140 — K. VI, 140; 10. Aen. I, 151—152 — K. VI, 339; 11. Aen. VIII, 265 — K. VI, 359; 12. Aen. I, 294—296 — K. VI. 424 und Reicke Lose Blätter, II, S. 339 (beidemal abgekürzt); 13. ecl. VIII, 27 — K. VI, 428; 14. Aen. VI, 95 — K. VI, 447; 15. Aen. VI, 376 — K. VII, 378; 16. Aen. XII, 739 bis 741 — K. VII, 400 (abgekürzt); 17. Aen. II, 521 — K. VIII, 790 (dieselbe Stelle in der Vernunftkritik, S. 524; beidemal ungenau citiert); auch das Kantische vitam extendere factis (VII, 553) dürfte auf Virgil zurückzuführen sein: famam extendere factis (Aen. X, 468). — Virgil wird zusammen mit Klopstock als Dichter des „Edlen" bezeichnet II, 237; „ein jeder hat an ihm Geschmack" (Vorlesungen über die Metaphys., S. 177); seine Lektüre wird empfohlen VIII, 38. Auch die sortes Virgilianae finden sich bei K., VII, 504.

Lucrez.

1. V, 226—227 — K. II, 48, deutsch; dieselbe Stelle bei K. lateinisch VII, 590; 2. I, 52—53 — K. II, 109; 3. I, 402—403 — K. II, 281; 4. I, 101 — K. VI, 230; 5. V, 234 — K. VI, 427; 6. I, 78—79 — K. VI, 480; 7. III, 58 — K. VII, 495; 8. II, 1—4 — K. VII, 557.

Juvenal.

1. VI, 223 (ungenau citiert) — K. V, 33; 2. VIII, 79—84 — K. V, 164; 3. I, 74 — K. V, 166; 4. VIII, 81—82 — K. VI, 144; 5. VIII, 83 — K. VII, 152; 6. VI, 165 — K. VII, 282; 7. VI, 292 bis 293 (ungenau citiert) — Reicke, Lose Blätter II, S. 242.

Persius.

1. IV, 52 ausser Kr. d. r. V., S. 11 in Reickes Los. Blätt. II, 109; 2. III, 78—79 ausser Kr. d. r. V., S. 562 in Reickes Los. Bl. I, 153.

Dieselben Verse werden ferner VII, 513 citiert, daselbst aber dem Juvenal zugeschrieben.

Als solche können zunächst schon zwei kürzere Dialoge betrachtet werden. Der eine behandelt in geschickter Gegenüberstellung und Vorwärtsbewegung der Gedanken

---

3. III, 38 (ungenau citiert) — K. VII, 443; 4. I, 1 — K. VII, 504; 5. III, 30 — Reickes Lose Bl. II, 176. — Ferner enthält das hiesige Prussia-Museum ein Stammbuch mit einer von Kant eingetragenen lateinischen Sentenz, die auf Persius I. 7 (nec te quaesiveris extra) beruht. (K. hat geschrieben: Quod petis in te est; ne te quaesiveris extra.)

Ovid.

1. metam. IX. 70—72 — K. I, 118; 2. S. Anm. 59 zu Absch. IV dieser Abh.; 3. metam. XIII, 140—141 (ungenau citiert) — K. VI. 134; 4. metam. II, 137 — K. VII, 207; 5. epist. ex Ponto III, 1. 35 — Reicke Lose Bl. I, 125. — Selbst die geringe Zahl der Citate aus den Metamorphosen muss denjenigen überraschen, der Kants Worte gelesen hat: „Die Verwandlungen des Ovid sind Fratzen". (Beobacht. üb. d. Gef. d. Sch. u. Erh. II, 237).

Phaedrus.

1. „Nicht selten findet der Äsopische Hahn eine Perle, welchem ein gemeines Gerstenkorn besser würde geziemt haben". (K. II, 262) — Phaedr. Fabul. Aesop. III, 12; 2. Fabul Aesop. II, 5, 1—3 (verkürzt citiert) — K. VI, 272 und von K. verändert wiedergegeb. in Reickes Los. Bl. I, 164; 3. der von K. VII, 27 erwähnte „hölzerne Kopf in Phaedrus' Fabel" ist die „persona tragica" Fab. Aesop. I, 7.

Terenz.

1. Heaut. I, 1 (homo sum; humani etc.) findet sich bei K. deutsch II, 48, 243, VII, 268; 2. Heaut. I, 1,28 — K. II, 321; 3. Eunuch. I, 1,16—18 — K. VI, 461 und Reicke Los. Bl. I, 126; 4. Eunuch. prol. 41 — Reicke Lose Bl. I, 126.

Plautus.

1. Ein nicht eine bestimmte Stelle betreffender Hinweis auf Plautus Curcul. findet sich bei K. VII, 635; 2. „ex pumice aquam" bei K. V, 12 dürfte zurückgehn auf Plautus Pers. I. 1, 42: aquam a pumice.

Martial.

„nugae difficiles" bei K. VIII. 56 dürfte zurückgehn auf Martial II, 86, 9: turpe est difficiles habere nugas.

Den Ursprung des offenbar nicht dem römischen Altertum angehörenden Verses „Quaerit delirus, quod non respondet Homerus" (K. VI, 469) habe ich nicht feststellen können. Er findet sich in Wanders Sprichwörterlexikon, wo verwiesen wird auf Binder, Gaal, Philippi, Seybold; seine Quelle ist aber auch von diesen Sammlern lateinischer Verse nicht angegeben worden. Gleichfalls einer späteren Zeit dürfte angehören: „Ad poenitendum properat, cito qui iudicat". Diesen Spruch schrieb K. 1789 dem Pfarrer Heinrich in ein Stammbuch, das sich jetzt im Besitze von dessen Enkel, Herrn Direktor Heinrich in Königsb.,

die Willensfreiheit.[61]) Der andere stellt sich dar als „Bruchstück eines moralischen Katechismus", in welchem ein Lehrer sehr mühevoll einen anfangs hartnäckig schweigenden Schüler schliesslich doch zu der angestrebten Vorstellung der Pflicht bringt.[62]) Interessanter sind die fünf poetischen Ehrendenksprüche des Philosophen auf verstorbene Universitätsprofessoren. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestand an der Albertina die Sitte, dass die „Professoren bei dem Ableben eines Kollegen sich an dem zu seinem Andenken abgefassten Programm durch Reden oder Gedichte beteiligten".[63]) Es ist bemerkenswert, dass Kant für seine Beiträge die Form des Gedichtes vorzog. Die Sprüche bestehen sämtlich aus gereimten Alexandrinern; die beiden kürzesten enthalten je vier, der längste zwölf Verse. Der Philosoph dichtete sie nicht für Kritiker, vielleicht aber für Leser, die sich dessen freuen, seines

---

befindet. Derselbe Spruch ist von K. in ein anderes, jetzt Herrn Stadtrat Professor Dr. Walther Simon angehörendes Stammbuch eingetragen worden.

Die zahlreichen lateinischen Citate nicht poetischen Charakters konnten hier, so interessant sie auch als Beweis für Kants Kenntnis der römischen Litteratur sein mögen, nicht berücksichtigt werden; wohl aber dürfte ein Hinweis darauf am Platze sein, dass bei dem Philosophen Reminiscenzen aus der griechisch-römischen Mythologie, die bisweilen auch die Grenzen der Litteratur streifen, nicht ganz selten sind. So spricht er von dem Geschenk der Juno an Tiresias (II, 349), von Alcest, Adrast (II, 243), „der schönen Fabel von Herkules" (VII, 183), vom „Eros der Fabelwelt" (VII. 561.)

Ich kann den unter Anm. 60 behandelten Gegenstand nicht verlassen, ohne Herrn Professor Dr. A. Brinkmann für die Liebenswürdigkeit, mit der er mich bei der Feststellung des Ursprungs lateinischer Citate unterstützt hat, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen; auch dem freundlichen Interesse, das Herr Gymnasiallehrer Dr. U. Friedländer diesem Teile meiner Arbeit entgegenbrachte, verdanke ich für eine mir sehr wichtige Stelle die Kenntnis ihrer Quelle. Endlich möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, dass ich in Fragen der englisch. und der französischen Litteratur von Herrn Oberlehrer Karschuck in liebenswürdiger Weise beraten worden bin.

61) Princip. primor cognit. metaphys. nova dilucidatio. I, S. 383 ff.

62) Metaphysik der Sitten, VII, S. 292 ff.

63) Hartenstein, Vorrede zu Band VIII seiner Kantausgabe. S. X.

Geistes auch hier einen Hauch zu verspüren, wenn er z. B. dem Professor der Theologie und Konsistorialrat Lilienthal nachruft:

„Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsternis;
Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben."[64])

---

64) VIII, 606.

